Nationales Zentrum Frühe Hilfen

MATERIALIEN ZU FRÜHEN HILFEN

12

ABSCHLUSSBERICHT

Entwicklung von Säuglingen und Kleinkindern aus Familien mit unterschiedlich starken Belastungen

Zentrale Ergebnisse aus der Vertiefungsstudie im Rahmen der Prävalenz- und Versorgungsforschung des NZFH

ABSCHLUSSBERICHT

MATERIALIEN ZU FRÜHEN HILFEN 12

Entwicklung von Säuglingen und Kleinkindern aus Familien mit unterschiedlich starken Belastungen

Zentrale Ergebnisse aus der Vertiefungsstudie im Rahmen der Prävalenz- und Versorgungsforschung des NZFH

Prof. Dr. Gottfried Spangler, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
Dr. Marc Vierhaus, Universität Bielefeld
Prof. Dr. Peter Zimmermann, Universität Wuppertal

ZITIERWEISE:

Spangler, Gottfried / Vierhaus, Marc / Zimmermann, Peter (2020): Entwicklung von Säuglingen und Kleinkindern aus Familien mit unterschiedlich starken Belastungen. Zentrale Ergebnisse aus der Vertiefungsstudie im Rahmen der Prävalenz- und Versorgungsforschung des NZFH. Abschlussbericht. Materialien zu Frühen Hilfen 12. Herausgegeben vom Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (NZFH). Köln
https://doi.org/10.17623/NZFH:MFH-ZEV-PV

Der Inhalt dieser Publikation gibt die Meinung der Autoren wieder, die von dem Herausgeber nicht in jedem Fall geteilt werden muss.

INHALTSVERZEICHNIS

0 Vorwort des Nationalen Zentrums Frühe Hilfen: Zur Einbettung der Vertiefungsstudie in die Prävalenz- und Versorgungsforschung des NZFH 6

1 Einleitung 9

2 Zentrale Ergebnisse 12

2.1 Stichprobe 13

2.2 Welche direkten (Haupt-)Effekte der familiären Lebenslage und des Ausmaßes an Belastung und Ressourcen auf die kindliche Entwicklung sind feststellbar? 13

2.2.1 Kindlicher sprachlich-kognitiver Entwicklungsstand 13
2.2.2 Kindliche Bindungssicherheit 15
2.2.3 Kindliche und elterliche Emotionalität und Emotionsregulation 16
2.2.4 Kindliche Autonomieentwicklung und elterliche Autonomieförderung 17
2.2.5 Kindliches Problemverhalten 18
2.2.6 Kindliche Reaktivität und Regulation (Temperament) 19
2.2.7 Zusammenfassung zu Frage 1 21

2.3 Welche Rollen spielen Merkmale der Eltern und der Kinder? 21

2.3.1 Einfluss familiärer Belastung auf elterliche Merkmale 21
2.3.2 Einflüsse elterlicher Merkmale auf die kindlichen Merkmale 24

2.4 Welche Rolle spielt die Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kind? 29

3 Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Praxis der Frühen Hilfen 31

3.1 Allgemeine Fragen 32

3.1.1 Gibt es Familien mit besonderen Bedarfen (in Abhängigkeit vom Ausmaß des Risikos oder von den Risikoprofilen)? 32
3.1.2 Wo sollen Präventions- und Interventionsmaßnahmen ansetzen? 33
3.1.3 Effekte im Elternverhalten: Konsequenzen für die Praxis 35

3.2 Beispiele 38

3.2.1 Bindungssicherheit als Mediator des Einflusses familiärer Belastung auf die kindliche Kompetenzentwicklung, Bindungssicherheit als Schutzfaktor 38
3.2.2 Kindliche Autonomie, Emotionsregulation und Problemverhalten: die Rolle autonomieförderlichen Elternverhaltens 40
3.2.3 Elternstress und kognitive Entwicklung 42

3.3 Fazit 47

4 Referenzen 48

0

Vorwort des Nationalen Zentrums Frühe Hilfen: Zur Einbettung der Vertiefungsstudie in die Prävalenz- und Versorgungsforschung des NZFH

Um die Versorgung von Familien mit Säuglingen und Kleinkindern mit Frühen Hilfen bedarfsgerecht gestalten und gezielt weiterentwickeln zu können, ist es notwendig, die Unterstützungs- und Hilfebedarfe von Familien in ganz unterschiedlichen Lebenslagen zu kennen. Bisher gab es jedoch in Deutschland nur sehr wenig Forschung zu psychosozialen Belastungen von Familien und daraus resultierenden Entwicklungsbeeinträchtigungen in der frühen Kindheit. Aus diesem Grund führte das Nationale Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) beginnend im Jahr 2012 eine Studienreihe zur Prävalenz psychosozialer Belastungen bei Familien mit Kindern im Alter zwischen null und drei Jahren durch. Die Studienreihe »Kinder in Deutschland – KiD 0-3« ist die erste derartige epidemiologische Untersuchung mit aussagekräftigen, repräsentativen Daten zu diesem Themenkomplex für die Bundesrepublik.

Die Studienreihe wurde in mehreren Modulen durchgeführt. Von Oktober 2013 bis Februar 2014 fanden zwei Pilotstudien in zwei deutschen Großstädten statt, um den Feldzugang hinsichtlich einer möglichst hohen Repräsentativität der Stichprobe zu testen und ein erstes Bild familiärer Belastungslagen zu erhalten. Verglichen wurde der Zugang zu Familien über das Einwohnermeldeamt mit dem Zugang über niedergelassene Kinderärztinnen und Kinderärzte im Rahmen der regelmäßigen Vorsorgeuntersuchungen U3 bis U7a. Aufgrund der sehr positiven Erfahrungen mit dem Zugang über die pädiatrischen Praxen wurde dieses Design für die KiD 0-3-Hauptstudie gewählt.

Zentrale Fragestellungen der Hauptstudie waren, wie häufig spezifische Belastungen in den Familien vorkommen (z. B. psychische Probleme eines Elternteils) und wie diese mit Merkmalen der Lebenslage (z. B. Migrationshintergrund) zusammenhängen. Zwischen April und Oktober 2015 füllten deutschlandweit 8.063 Eltern den Fragebogen beim Arztbesuch anlässlich einer Früherkennungsuntersuchung (U-Untersuchung) des Kindes aus. Durch das gewählte Studiendesign wurde tatsächlich eine hohe Repräsentativität erreicht, sodass nun verlässliche Aussagen zur Prävalenz von Belastungsfaktoren von Familien mit Säuglingen und Kleinkindern in Deutschland getroffen werden können. Einige der teilnehmenden Familien erklärten sich zu einer Wiederholungsbefragung bereit. Sie beantworteten 2017 erneut Fragen sowohl zu Belastungen und Lebenslage als auch zum Entwicklungsstand des Kindes, sodass in einem bescheidenen Umfang nun auch längsschnittliche Daten vorliegen.

Aus den Stichproben der Pilotstudien wurden zudem Familien für eine entwicklungspsychologische Vertiefungsstudie ausgewählt, um der Frage nachzugehen, ob und wie sich ein unterschiedliches Niveau psychosozialer Belastungen auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Die längsschnittliche Untersuchung wurde von August 2014 bis August 2015 durchgeführt. Die Ergebnisse des vorliegenden Abschlussberichtes beziehen sich auf Daten dieser Teilstudie. Sie wurde im Rahmen eines Forschungsverbundes von den Kooperationspartnern Prof. Dr. Gottfried Spangler an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Dr. Marc Vierhaus an der Universität Bielefeld und Prof. Dr. Peter Zimmermann an der Bergischen Universität Wuppertal durchgeführt und ausgewertet. Ziel der Vertiefungsstudie KiD 0-3 war es, durch Hausbesuche einen genaueren Einblick in Entwicklungsverläufe bei spezifischen Belastungskonstellationen zu erhalten.

Die Ergebnisse der Vertiefungsstudie KiD 0-3 können dabei helfen, genauere Prognosen zu positiven und negativen Entwicklungsverläufen bei psychosozialen Belastungen zu machen. Insbesondere werden Aussagen über die Auswirkungen unterschiedlicher Belastungskumulationen auf die kindliche Entwicklung möglich.

Die Studienreihe Kinder in Deutschland – KiD 0-3 liefert in ihrer Gesamtheit Antworten auf zentrale Fragen im Bereich Frühe Hilfen: Die Hauptstudie zeigt, in welchem Ausmaß psychosoziale Belastungen von Familien mit Säuglingen und Kleinkindern in Deutschland vorkommen und welche Gruppen von

Familien in welcher Weise betroffen sind. Die Vertiefungsstudie zeigt auf, wie diese Belastungen wirksam werden und auf die kindliche Entwicklung Einfluss nehmen können. Beide Informationen sind wichtig, um ausreichende und passgenaue Angebote zur Unterstützung von Familien planen und weiterentwickeln zu können.

Weiterführende Informationen und Publikationen zu allen Studienteilen finden Sie unter: https://www.fruehehilfen.de/forschung-im-nzfh/praevalenz-und-versorgungsforschung/

Wir danken unseren Kooperationspartnern
Prof. Dr. Spangler, Dr. Vierhaus und
Prof. Dr. Zimmermann und ihren Studienteams
für die gute Zusammenarbeit und Generierung
dieser wichtigen Erkenntnisse mit hoher Relevanz
für das Forschungs- und Praxisfeld der Frühen
Hilfen.

Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH)

1 Einleitung

Im Rahmen der Studienreihe Kinder in Deutschland – KiD 0-3 hatten wir von 2014 bis 2017 die Möglichkeit, in der Vertiefungsstudie KiD 0-3 die Entwicklung von Kindern aus unterschiedlich belasteten Familien genauer zu untersuchen. Die Hauptfragestellung dabei war, ob und wie sich ein unterschiedliches Niveau psychosozialer Belastungen auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Untersucht haben wir, welche Effekte des Ausmaßes an Belastung und Ressourcen auf die kindliche Entwicklung feststellbar sind. Außerdem haben wir erforscht, welche Rolle verschiedene Merkmale von Eltern und Kindern sowie die Beziehungsqualität spielen.

Da wir die teilnehmenden Familien aus der relativ großen Grundgesamtheit der vorausgehenden Pilotstudie rekrutierten, konnten wir durch Oversampling eine Stichprobe zusammenstellen, die auch zahlreiche hoch belastete Familien enthielt. Das eröffnete uns die Möglichkeit, tatsächlich die kindliche Entwicklung unter ganz verschiedenen Belastungslagen zu untersuchen.

Die teilnehmenden fast 200 Familien wurden auf Basis der vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) in der Pilotstudie erfassten Risikofaktoren ausgewählt, womit wir die Familien in drei verschiedene Belastungsgruppen (mit niedriger, mittlerer und hoher Risikobelastung) einteilen konnten. Wir nutzten verschiedene methodische Zugänge: schriftliche Befragung der Eltern, systematische Erfassung von Entwicklungs-, Bindungs- und Temperamentsmerkmalen der Kinder sowie Verhaltens- und Interaktionsbeobachtungen der Kinder mit ihren Bezugspersonen, die wir im häuslichen Umfeld der Kinder durchführten. Dadurch konnten wir die Lebenssituation von Familien mit unterschiedlichen Belastungen vergleichen und deren Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung ermitteln. Durch die Verwendung eines Kohorten-Längsschnittdesigns (Datenerhebung in zwei Altersgruppen, Wiederholung der Datenerhebung nach sieben Monaten) war es möglich, die Entstehung von individuellen Unterschieden in der kindlichen Entwicklung und ihre Ursachen über einen längeren Entwicklungszeitraum zu untersuchen.

Das Studiendesign der Vertiefungsstudie KiD 0-3 hat es ermöglicht, Auswirkungen familiärer Belastung auf die kindliche Entwicklung in unterschiedlichen Merkmalsbereichen (kognitive Entwicklung, sozial-emotionale Entwicklung, Entwicklung von Bindung und Autonomie) zu beschreiben. Durch die Einbeziehung des elterlichen Verhaltens konnten wir zudem mediierende und moderierende Prozesse darstellen: Die Auswirkung familiärer Belastung auf die kindliche Entwicklung kann durch elterliches Verhalten vermittelt werden, wenn dieses selbst durch die Belastung beeinträchtigt wird (Mediation). Wenn es Eltern allerdings gelingt, trotz Belastung für die Kinder emotional verfügbar zu sein, können sie dadurch negative Effekte der Belastung verhindern oder abschwächen (Moderation). Kann somit ein Kind trotzdem eine sichere Bindung aufbauen, kann dies wiederum ein Schutzfaktor gegen die Entwicklung von Verhaltensproblemen sein. Dadurch eignet sich das vorliegende Studiendesign auch zur Prüfung von Wechselwirkungen zwischen sozialen Einflussprozessen und individuellen Entwicklungsmerkmalen (Transaktionales Modell).

Die Vertiefungsstudie kann also aufzeigen, wo sich Belastungen auswirken und wie diese Auswirkungen vermittelt oder verhindert werden können. Daraus lassen sich passgenaue Angebote zur Unterstützung von Familien planen und weiterentwickeln.

An der Vertiefungsstudie waren neben den Projektantragstellern bzw. Projektleitern (Gottfried Spangler, Marc Vierhaus und Peter Zimmermann) Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Promovierende aus den drei Arbeitsgruppen beteiligt, die die Datenerhebung organisiert und durchgeführt, in spezifischen Teilbereichen Auswertungsmethoden entwickelt sowie Auswertungen und Analysen eigenverantwortlich durchgeführt haben. Dies sind Carine Egger und Sandra Wyrwich von der Universität Bielefeld, Judith Förthner und Jennifer Gerlach von der Universität Erlangen-Nürnberg und Alexandra Iwanski und Fritz Podewski von der Universität Wuppertal. Auswertungen und Analysen dieser Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind zum Teil in diesen Bericht eingegangen, aber originärer Bestandteil ihrer jeweils eigenen Dissertationen bzw. Publikationen, die sie unter Supervision der Antragsteller anfertigen. Vorläufige Befunde aus der Vertiefungsstudie wurden 2016 im Bundesgesundheitsblatt veröffentlicht (Zimmermann u. a. 2016).

Die Vertiefungsstudie wurde in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut in München (unter Leitung von Alexandra Sann und Andreas Eickhorst) durchgeführt, das die Daten für die Stichprobenaushebung zur Verfügung stellte (Christian Brand). Für das DJI wurden im Rahmen der Datenerhebung zusätzliche Daten erhoben. Die zusätzlichen Daten des DJI sind nicht Bestandteil dieses Berichts. Wir danken unseren Kooperationspartnern am Deutschen Jugendinstitut für die einzigartige Möglichkeit, diese Vertiefungsstudie durchführen zu können, und für die gute Kooperation in den verschiedenen Projektphasen.

Der Bericht gliedert sich in zwei Abschnitte: einen Ergebnisbericht, in dem wichtige empirische Befunde dargestellt werden, und einen Teil mit Schlussfolgerungen und Konsequenzen, die sich daraus für die Praxis der Intervention und Prävention im Bereich der Frühen Hilfen ergeben.

Der Ergebnisbericht enthält eine Auswahl wichtiger Befunde aus der Vertiefungsstudie. Eine Darstellung aller Ergebnisse ist zum einen aufgrund der Vielzahl der Einzelbefunde für ein kohärentes Verständnis nicht zielführend, zum anderen sind weiterführende, insbesondere standortübergreifende Analysen noch nicht abgeschlossen. Bei komplexen multivariaten Analysen werden beispielhaft Analysen aus einzelnen Arbeitsgruppen vorgestellt.

Der Aufbau des Ergebnisberichts orientiert sich an den Fragestellungen der Vertiefungsstudie, die sich auf die Haupteffekte familiärer Belastung auf die kindliche Entwicklung bezogen (Frage 1), auf Mediator- oder Moderator-Effekte elterlicher und kindlicher Merkmale (Frage 2) sowie auf die Vermittlung des Risikos durch kindliche Bindungssicherheit (Frage 3). Das Design und die verwendeten Methoden wurden bereits in einer Publikation im Bundesgesundheitsblatt (Zimmermann u. a. 2016) ausführlich beschrieben. Diese werden deshalb im vorliegenden Bericht jeweils nur kurz erläutert, um das Verständnis der Befunde zu gewährleisten.

2

Zentrale Ergebnisse

2.1 Stichprobe

Insgesamt nahmen 197 Kinder und ihre Familien an der Studie teil, davon waren 98 in der jüngeren Alterskohorte (Kinder im Alter von 10 bis 14 Monaten) und 99 in der älteren Kohorte (Kinder im Alter von 17 bis 21 Monaten).[1] In ca. 97 % der Familien nahmen die Mutter und der Vater an der Erhebung teil. Auf der Grundlage der in der Pilotstudie erhobenen Risikomerkmale und entsprechender Einteilung in drei verschiedene Belastungsgruppen waren 2,4 % der teilnehmenden Familien hoch belastet. Die Zuordnung zur Gruppe der hoch belasteten Familien erfolgte in Übereinstimmung mit der einschlägigen internationalen Forschungsliteratur dann, wenn vier oder mehr Risikofaktoren gegeben waren (Appleyard u. a. 2005).

Während diese im Durchschnitt 5.44 Risikofaktoren aufwiesen, wiesen mittel belastete 2.30 Risikofaktoren und niedrig belastete im Mittel nur 0.54 Risikofaktoren auf. Im Mittel waren die Kinder 15.25 Monate alt. Die Hälfte der teilnehmenden Kinder war männlich. Die Hauptbezugsperson des Kindes, die die vorliegenden Angaben machte, war in 191 Fällen (97 %) die Mutter, in 5 Fällen der Vater und in einem Fall die Großmutter des Kindes.

89 % gaben an, mit dem anderen leiblichen Elternteil des Kindes zusammenzuleben. Allerdings gaben im Vergleich nur 84 % an, ihr Kind auch mit einer anderen Bezugsperson zusammen zu erziehen (in einigen Fällen trotz Zusammenlebens, aber ohne Gefühl, das Kind gemeinsam zu erziehen).

Ein Viertel der Hauptbezugspersonen besaß einen Migrationshintergrund. 14 % der Familien leben von staatlichen Leistungen. Nach der internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens sind 10 % der Hauptbezugspersonen einem niedrigen Bildungsgrad zuzuordnen, 38 % einem mittleren Bildungsgrad und knapp über die Hälfte einem hohen Bildungsgrad.

2.2 Welche direkten (Haupt-)Effekte der familiären Lebenslage und des Ausmaßes an Belastung und Ressourcen auf die kindliche Entwicklung sind feststellbar?

Die erste Frage in der Vertiefungsstudie bezog sich darauf, in welchen Verhaltensbereichen sich Effekte familiärer Risikobelastung auf die kindliche Entwicklung überhaupt feststellen lassen. Die Verhaltensbereiche, die in die Studie einbezogen wurden, waren dabei sehr unterschiedlich. Untersucht wurden Effekte auf den kindlichen sprachlich-kognitiven Entwicklungsstand, auf die Bindungssicherheit bzw. die Fähigkeit zur Emotionsregulation, auf Merkmale der Autonomieentwicklung, auf Verhaltensauffälligkeiten bzw. -probleme sowie auf Temperamentsmerkmale.

2.2.1 Kindlicher sprachlich-kognitiver Entwicklungsstand

Eine zentrale Ergebnisvariable dieser Vertiefungsstudie ist der sprachlich-kognitive Entwicklungsstand der teilnehmenden Kinder. Dieser wurde, wie in vielen anderen internationalen Studien auch, nicht auf Basis einer Befragung der Eltern, sondern anhand des Entwicklungstests »Bayley Scales of Infant Development« erfasst. Die Befragung der Eltern hätte eine subjektive Einschätzung des Entwicklungsstandes der Kinder zum Ergebnis gehabt. Die vorgenommene Testung besteht aus einer Reihe kleinerer Aufgaben mit steigendem Schwierigkeitsgrad und stellt damit ein objektiveres Maß des kindlichen Entwicklungsstandes dar. Darüber hinaus erlaubt das Design der Vertiefungsstudie nicht nur die Betrachtung des aktuellen Entwicklungsstandes, sondern eine längsschnittliche Analyse der sprachlich-kognitiven Entwicklung während des zweiten Lebensjahres (zwi-

1 Vgl. auch https://www.fruehehilfen.de/forschung-im-nzfh/praevalenz-und-versorgungsforschung/vertiefungsstudie/vertiefungsstudie-ausgewaehlte-ergebnisse/ (27.8.2020) sowie Zimmermann, P./Vierhaus, M./Eickhorst, A./Sann, A./Egger, C./Förthner, J./Gerlach, J./Iwanski, A./Liel, C./Podewski, F./Wyrwich, S./Spangler, G. (2016): Aufwachsen unter familiärer Belastung in Deutschland. Bundesgesundheitsblatt, 59, 1262–1270. https://doi.org/10.1007/s00103-016-2423-7

schen dem 12. und dem 25. Lebensmonat) mittels latenter Wachstumskurven und Pfadmodelle.

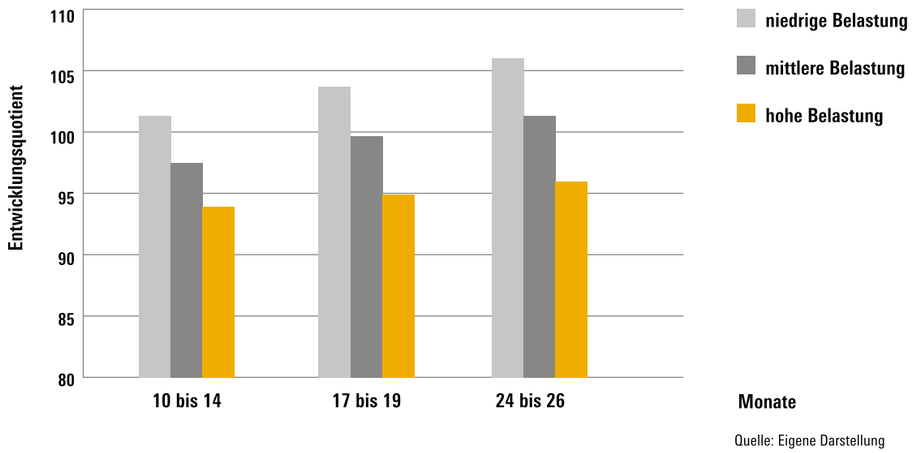
Die Ergebnisse dieser Analysen zeigen zunächst, dass die sprachlich-kognitive Entwicklung von einer bedeutsamen Stabilität gekennzeichnet ist. Das bedeutet, dass die Unterschiede im sprachlich-kognitiven Entwicklungsstand zwischen den einzelnen Kindern, die zum ersten Messzeitpunkt zu finden sind, zu einem gewissen Maß auch zum zweiten Messzeitpunkt auftauchen. Dabei ist festzustellen, dass diese Stabilität in der älteren der beiden Kohorten, die die Entwicklung in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres abdeckt, ausgeprägter ist ($r = .83$, $p < .01$ vs. $r = .59$, $p < .01$). Dies weist darauf hin, dass sich die Unterschiede im sprachlich-kognitiven Entwicklungsstand zunehmend konsolidieren.

Trotz gegebener Stabilität individueller Unterschiede muss betont werden, dass die Entwicklung zu einem substanziellen Teil nicht durch das Ausgangsniveau determiniert, also ein Veränderungspotenzial auf jeden Fall gegeben ist. Die zentrale Frage in diesem ersten Teil ist zunächst die nach dem Einfluss der psychosozialen Belastung der Familie (d. h. die Anzahl erfasster distaler und proximaler[2] Risikomerkmale), die einen direkten Effekt auf die sprachlich-kognitive Entwicklung im zweiten Lebensjahr haben kann.

Die Analysen zeigen deutlich, dass bereits zu Beginn des zweiten Lebensjahres bedeutsame Unterschiede ($B = -7.60$, $Z = -3.03$, $p < .01$) in der sprachlich-kognitiven Entwicklung zwischen Kindern in unbelasteten Familien und in Familien mit hoher Risikobelastung bestehen (vgl. Abbildung 1). In dieser Altersgruppe unterscheiden sich Kinder aus Familien mit einer mittleren Belastung vom Entwicklungsstand nicht statistisch bedeutsam von Kindern aus unbelasteten Familien ($B = -3.84$, $Z = -1.77$, $p = .08$), zeigen jedoch von den Mittelwerten her bereits einen niedrigeren Entwicklungsstand.

Betrachtet man nun die weitere Entwicklung über das zweite Lebensjahr, so zeigt sich, dass sich die Unterschiede zwischen den drei Gruppen vergrößern: Im Laufe dieser kurzen Zeit unterscheiden sich auch Kinder aus Familien mit einem mittleren Ausmaß an Belastung signifikant von Kindern aus hoch belasteten Familien ($B = -0.44$, $Z = -2.11$, $p = .04$). Dies geht vor allem darauf zurück, dass sich mit dem Ausmaß der Belastung der relative Zuwachs im Bereich der sprachlich-kognitiven Entwicklung verringert. Ein Zuwachs im kognitiven Bereich ist bei den Kindern aus Familien mit hoher Belastung nicht wesentlich erkennbar, bei denen aus Familien mit niedriger Belastung aber deutlich sichtbar.

ABBILDUNG 1: Die sprachlich-kognitive Entwicklung im zweiten Lebensjahr in Abhängigkeit vom Ausmaß der familiären Belastung



Quelle: Eigene Darstellung

2 Als distal werden Risikofaktoren bezeichnet, die die allgemeinen Lebensbedingungen beeinflussen wie z. B. Armut oder Arbeitslosigkeit; proximale Risikofaktoren sind Faktoren, die die Entwicklung des Kindes oder dessen Fürsorgeerfahrung direkt beeinflussen, z. B. elterliche Feinfühligkeit oder elterliches Stresserleben, oder die Lebenswelt des Kindes charakterisieren, wie z. B. Unvorhersehbarkeit elterlichen Verhaltens (vgl. Zimmermann u. a., 2016, S. 1263).

Fazit zur sprachlich-kognitiven Entwicklung

Bereits am Ende des ersten Lebensjahres sind Effekte auf die sprachlich-kognitive Entwicklung zu erkennen, die direkt mit dem Ausmaß der psychosozialen Belastung der Familie im Zusammenhang stehen. Trifft dies zu Beginn des zweiten Lebensjahres allein für Familien mit einer hohen Risikobelastung zu, zeigt sich für die weitere Entwicklung im zweiten Lebensjahr, dass bereits ein mittleres Ausmaß an familiären Risikofaktoren ausreicht, um eine geringere sprachlich-kognitive Entwicklung vorherzusagen. Dies spricht dafür, möglichst frühzeitig, wahrscheinlich bereits im ersten Lebensjahr des Kindes, aufeinander abgestimmte und effektive Präventionsmaßnahmen bei Familien mit psychosozialer Belastung einzusetzen, um diesen Effekten entgegenzuwirken.

2.2.2 Kindliche Bindungssicherheit

Die Bindungssicherheit wurde mit dem Attachment Q-Set nach Waters und Deane (1985) auf der Grundlage von (videografierten) Beobachtungen während der Hausbesuche erfasst. Diese Methode gilt als einer der Goldstandards zur Erfassung kindlicher Bindungssicherheit auf Verhaltensbasis (Letourneau u. a. 2015) und stellt in der Forschung ein gut validiertes Erhebungsinstrument für Kinder in einem Altersbereich von 12 bis 48 Monaten dar (van Ijzendoorn u. a. 2004). Bei dieser Methode wird das aus den Beobachtungen resultierende 90-Item-Profil mit einem Expertenprofil eines optimal sicher gebundenen Kindes korreliert, sodass Werte für Bindungssicherheit zwischen -1 und +1 betragen können. Zur Sicherstellung der internationalen Vergleichbarkeit und aufgrund der sehr hohen Übereinstimmung mit dem deutschen Expertenprofil wurde das US-amerikanische Expertenprofil eines optimal sicher gebundenen Kindes verwendet. Die Übereinstimmung der direkten Hausbesuchsratings und der Videoauswertung durch trainierte Beobachterinnen und Beobachter wurde mithilfe der Spearman-Brown-Formel berechnet und lag im Mittel in einem sehr guten Bereich ($Rel_{T1} = .67$; $Rel_{T2} = .71$).

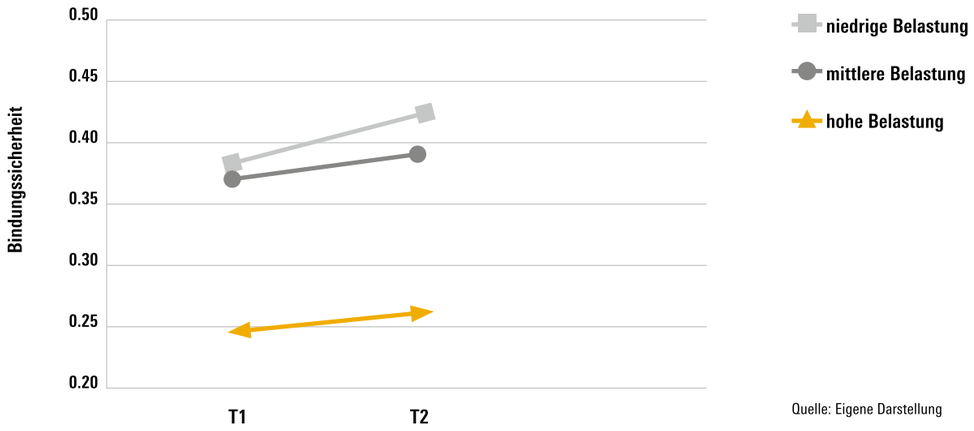
Die kindliche Bindungssicherheit lag zum ersten Messzeitpunkt im Mittel bei $M = .31$ ($SD = .22$, $N = 197$) und zum zweiten Messzeitpunkt bei $M = .34$ ($SD = .21$, $N = 182$), wobei der sehr breite Varianzbereich (*Range* -.43 bis .70) auf ausgeprägte individuelle Unterschiede hinweist. Die mittleren Werte der kindlichen Bindungssicherheit in der Vertiefungsstudie sind mit denen aus internationalen Stichproben vergleichbar (van Ijzendoorn u. a. 2004). Die interindividuellen Unterschiede in der Bindungssicherheit sind über das Alter hinweg ebenfalls stabil, wobei sie in der älteren Kohorte ausgeprägter sind ($r = .41$ für Kohorte 1 und $r = .58$ für Kohorte 2, $p < .001$).

Auch im Hinblick auf die Entwicklung der Bindungssicherheit waren deutliche Effekte familiärer Belastung erkennbar ($F(2,179) = 7.90$, $p = .001$). Dabei wiesen die Kinder aus hoch belasteten Familien eine deutlich niedrigere Bindungssicherheit auf und unterschieden sich dabei sowohl von den Kindern aus niedrig als auch von denen aus mittelgradig belasteten Familien. Die beiden anderen Gruppen unterschieden sich nicht statistisch bedeutsam voneinander (vgl. Abbildung, S. 16). Da sich gleichzeitig keine Alters- und Kohorten-Unterschiede im Ausmaß der Bindungssicherheit zeigten, deuten die Befunde darauf hin, dass familiäre Belastung schon relativ früh die Bindungssicherheit beeinträchtigt und dies – bedenkt man die zunehmende Stabilität von Bindungsunterschieden – in nachhaltiger Weise.

Fazit zur Bindungssicherheit

Bereits am Ende des ersten Lebensjahres sind deutliche Effekte familiärer Belastung auf die Entwicklung von Bindungssicherheit erkennbar. Die Effekte sind nicht linear und zeigen sich bei gegebener hoher fa-

ABBILDUNG 2: Differenzielle Veränderung der kindlichen Bindungssicherheit in Abhängigkeit von der familiären Belastung



Quelle: Eigene Darstellung

miliärer Belastung im Vergleich zu den beiden anderen Risikogruppen. Kinder aus mittelgradig belasteten Familien unterschieden sich nicht von denen aus niedrig belasteten Familien.

2.2.3 Kindliche und elterliche Emotionalität und Emotionsregulation

Die kindliche Emotionalität und Emotionsregulation wurde unter anderem in einer Angst induzierenden sozialen Situation erfasst, in der sich eine fremde Person dem Kind näherte und es ansprach. Dies basiert auf standardisierten emotionsauslösenden Interaktionssituationen, wie sie in der internationalen Forschung verwendet werden. Die Ergebnisse zeigen, dass familiäre Belastung keinen Einfluss auf die Intensität der gezeigten Angst der Kinder in dieser sozialen Situation hat. Es zeigte sich lediglich in ersten Analysen ein Alterseffekt auf die Angstintensität bezüglich der fremden Person ($F(1,46) = 5.39$, $p = .03$): Kinder im Alter von 10 bis 14 Monaten zeigen intensivere Angstanzeichen als ältere Kinder (17 bis 21 Monate). Betrachtet man die Emotionsregulation der Kinder, so deuten die Analysen darauf hin, dass das familiäre Risiko vor allem die Häufigkeit der Emotionsregulation durch die Bezugsperson in der Angst auslösenden Situation beeinflusst und weniger die individuelle Regulation des Kindes. Bezugspersonen aus hoch belasteten Familien zeigen seltener Versuche der Emotionsregulation gegenüber dem Kind, wenn das Kind Angst hat, als Bezugspersonen aus Familien mit niedriger oder mittlerer Risikobelastung.

Die Emotionalität und die Emotionsregulation der Hauptbezugsperson selbst wurden mithilfe eines Fragebogens zum ersten und zweiten Erhebungszeitpunkt erfasst. Familiäres Risiko wirkte sich auf die beiden Variablen unterschiedlich aus. So zeigte sich kein signifikanter Einfluss des psychosozialen Risikos auf die elterliche Emotionalität zum ersten Messzeitpunkt. Eltern berichteten ein vergleichbares Ausmaß an erlebtem Ärger, erlebter Trauer und Angst in vorgegebenen Situationen, unabhängig von ihrem Risikostatus. Eine Varianzanalyse zeigte jedoch einen multivariaten signifikanten Risikoeffekt auf die Emotionsregulation der Bezugsperson ($F(14,310) = 2.85$, $p < .001$). Post-hoc-Analysen zeigten, dass hoch belastete Eltern signifikant weniger adaptive Emotionsregulation und weniger Suche nach sozialer Unterstützung als Emotionsregulationsstrategien berichteten. Sie schilderten jedoch mehr dysfunktionale Strategien (z. B. Grübeln) im Vergleich zu niedrig oder mittelgradig belasteten Eltern, die sich wiederum nicht signifikant voneinander unterschieden. Dementsprechend beeinflusst psychosoziale familiäre Belastung bei den Eltern nicht die Intensität des Erlebens negativer Emotionen in vorgegebenen Situationen, wohl aber die Regulation dieser Emotionen.

Zum zweiten Messzeitpunkt zeigte sich ebenfalls kein signifikanter Einfluss des psychosozialen Risikos auf die elterliche Emotionalität. Die Eltern berichteten erneut ein vergleichbares Ausmaß an erlebtem Ärger, erlebter Trauer und Angst in den vorgegebenen Situationen, unabhängig vom Risikostatus. Eine Varianzanalyse zeigte keinen multivariaten signifikanten Risikoeffekt auf die elterliche Emotionsregulation. Exploratorische Post-hoc-Analysen zeigten jedoch erneut, dass hoch belastete Eltern auch zum zweiten Messzeitpunkt signifikant weniger adaptive Emotionsregulationsstrategien berichteten. Dafür schilderten sie wiederum mehr dysfunktionales Grübeln im Vergleich zu niedrig oder mittelgradig belasteten Eltern, die sich nicht signifikant voneinander unterschieden. Anders als zu Messzeitpunkt 1 zeigte sich jedoch kein signifikanter Risikoeinfluss mehr auf die soziale Emotionsregulation der Eltern.

Fazit zur kindlichen und elterlichen Emotionalität und Emotionsregulation

Insgesamt zeigen die Ergebnisse einen deutlichen Einfluss des psychosozialen Risikos auf die elterliche Emotionsregulation zu beiden Messzeitpunkten. Belastete Eltern regulieren negative Emotionen wie Angst, Ärger oder Trauer weniger adaptiv und dysfunktionaler als Eltern mit niedriger oder mittlerer familiärer Belastung. Die Emotionalität der Bezugspersonen – verstanden als die Intensität, mit der Angst, Trauer oder Ärger erlebt werden – wird nicht durch familiäres Risiko beeinflusst.

Schlussfolgernd lässt sich feststellen, dass eine hohe Belastung in Familien sich nicht auf die Intensität negativer Gefühle bei Kindern und Bezugspersonen auswirkt. Allerdings zeigen die Bezugspersonen der Kinder in hoch belasteten Familien häufiger ineffiziente Strategien bei der Regulation der eigenen Emotionen und der Emotionen der Kinder.

2.2.4 Kindliche Autonomieentwicklung und elterliche Autonomieförderung

Die Autonomieentwicklung als Entwicklungsthematik der frühen Kindheit wurde in zwei verschiedenen Situationen, in denen das Kind mit der Hauptbezugsperson interagierte, zum ersten und zweiten Erhebungszeitpunkt erfasst. Hierzu wurden eine selbst zu strukturierende Aufräumsituation und eine halbstrukturierte Spielsituation als ökologisch valide Situation für Familien gewählt. In den statistischen Analysen wurden ein direkter und ein indirekter Effekt der familiären Belastung – erfasst über die Zugehörigkeit zu den drei Risikogruppen – geprüft.

Bezüglich der Autonomieentwicklung in der Aufräumsituation zeigten sich zu beiden Messzeitpunkten Alterseffekte. So zeigten zum ersten Messzeitpunkt die älteren Kinder mehr verbalen Widerspruch gegenüber Aufforderungen der Hauptbezugsperson und weniger passives Ignorieren sowie weniger Trotzreaktionen als jüngere Kinder. Auch zum zweiten Messzeitpunkt zeigten ältere Kinder weniger passives Ignorieren gegenüber Aufforderungen der Hauptbezugsperson als jüngere Kinder.

Familiäre Risikoeinflüsse zeigen hingegen keine direkten Einflüsse auf die beobachtbaren Autonomiereaktionen des Kindes in einer Aufräumsituation mit der Hauptbezugsperson. Sie führen nicht zu beobachtbar mehr Trotz, Widerspruch oder Widerstand des Kindes gegenüber der Bezugsperson in einer Situation, die eine externe Steuerung des Kindes durch den Elternteil beinhaltet.

Das gleiche Bild ergab sich bezüglich der Autonomiereaktionen der Kinder in der gemeinsamen Spielsituation mit der Hauptbezugsperson. Auch hier zeigten sich zum ersten und zum zweiten Messzeitpunkt keine Effekte der familiären Belastung auf das autonome Spielinteresse des Kindes, aber deutliche Alterseffekte. Zum ersten Messzeitpunkt zeigten ältere Kinder ein höheres Ausmaß an autonomem Spielinteresse als jüngere Kinder. Dies kam auch in allen Subskalen zum Ausdruck, also für Aufmerksamkeit, Spielqualität, nachahmende Zielorientierung, Eigeninitiative, Pausen, Spielfreude und Fantasie (nur beim ersten Messzeitpunkt).

Fazit zur Autonomieentwicklung und elterlichen Autonomieförderung

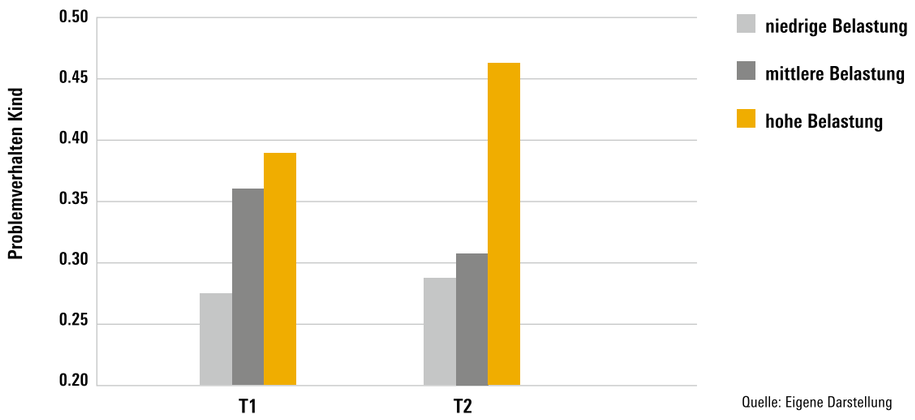
Schlussfolgernd zeigt sich, dass kindliche Autonomie als die vorherrschende Entwicklungsaufgabe im Alter der Kinder der Vertiefungsstudie durch das psychosoziale Risiko der Familien (noch) nicht beeinflusst wird. Autonomes Verhalten scheint in diesem Alter eine robuste Ressource der Kinder zu sein, die bei allen Kindern noch vorhanden ist. Es bleibt offen, inwieweit sich spätere Formen autonomen Verhaltens durch frühes psychosoziales Risiko beeinflussen lassen oder ob dieser Bereich der Entwicklung gänzlich unabhängig von Risikoeinflüssen ist. Dies kann nur in Nachfolgeuntersuchungen längsschnittlich geprüft werden.

2.2.5 Kindliches Problemverhalten

Das kindliche Problemverhalten wurde mithilfe des Screenings Frühe Kindheit (Zimmermann 2013) in der Einschätzung der Eltern zu beiden Messzeitpunkten erfasst. Die Analysen zeigen einen signifikanten Haupteffekt des psychosozialen familiären Risikos auf die internalisierenden und externalisierenden Symptome der Kinder, die die Hauptbezugspersonen berichteten. Außerdem zeigt sich ein signifikanter Interaktionseffekt von Risikogruppe und Messzeitpunkt auf die Verhaltensprobleme der Kinder, jedoch keine signifikante Veränderung des Gesamtniveaus des Problemverhaltens (vgl. Abbildung 3). Die Analysen für die einzelnen Messzeitpunkte machen deutlich, dass sich das Niveau an Problemverhalten für die Gruppe mit mittlerer Risikobelastung über die Zeit hinweg signifikant reduziert, sich jedoch für die Gruppe mit hoher Risikobelastung – trotz des deskriptiven Anstiegs – nicht signifikant verändert.

Zum ersten Messzeitpunkt zeigt sich ein signifikanter Unterschied der Risikogruppen ($p < .001$), wobei Post-hoc-Analysen deutlich machen, dass sich Kinder aus Familien mit einer niedrigen Risikobelastung hinsichtlich ihres Problemverhaltens signifikant von Kindern aus Familien mit einer mittleren oder hohen Risikobelastung unterscheiden. Kinder aus Familien mit einer mittleren und hohen Risikobelastung unterschieden sich hier jedoch nicht signifikant. Es zeigte sich darüber hinaus ein signifikanter Interaktionseffekt des Alters des Kindes und der familiären Risikobelastung auf das berichtete Problemverhalten ($F(2,183) = 9.65$, $p < .001$). Diese Interaktion zeigte sich darin, dass sich in der jüngeren Teilstichprobe (10 bis 14 Monate) die Symptombeschreibungen der Kinder durch die Hauptbezugspersonen in Familien mit niedriger oder mittlerer Risikobelastung nicht voneinander unterscheiden, aber von denen hoch belasteter Familien. In der älteren Teilstichprobe (17 bis 21 Monate) ging jedoch schon eine mittlere Risikobelastung mit einem signifikant höheren Niveau an Symptomen einher.

ABBILDUNG 3: Kindliches Problemverhalten in Abhängigkeit von der familiären Risikobelastung



Quelle: Eigene Darstellung

Zum zweiten Messzeitpunkt zeigt sich erneut ein signifikanter Risikoeffekt auf das berichtete Problemverhalten der Kinder ($p < .001$). Die Post-hoc-Analysen zeigten diesmal, dass Kinder aus Familien mit einer niedrigen und mittleren Risikobelastung sich signifikant von Kindern aus Familien mit hoher Risikobelastung unterschieden, wobei für letztere ein höheres Ausmaß an Problemverhalten berichtet wird. Zudem zeigte sich zum zweiten Messzeitpunkt ein signifikanter Geschlechtseffekt auf das berichtete Problemverhalten ($F(1,167) = 4.43$, $p = .04$): Hauptbezugspersonen berichteten mehr Problemverhalten bei Jungen als bei Mädchen. Dies war zum ersten Messzeitpunkt noch nicht der Fall.

Neben der Risikobelastung ging auch eine erhöhte emotionale Verletzungssensitivität der Bezugspersonen mit mehr Problemverhalten beim Kind einher. Je häufiger die Bezugspersonen berichteten, dass sie sich im Alltag emotional verletzt oder ausgegrenzt und abgelehnt fühlten, umso signifikant höher war ihre Einschätzung des Problemverhaltens der Kinder zu beiden Messzeitpunkten. Dies galt selbst dann, wenn man das Ausmaß an Risikobelastung statistisch als Kovariate kontrollierte. So kann neben der Risikobelastung auch noch ein Persönlichkeitsfaktor der Bezugspersonen entweder die Problemwahrnehmung des Kindes beeinflussen oder aber direkt zu Problemverhalten des Kindes beitragen.

Fazit zum Problemverhalten

Die Ergebnisse deuten relativ robust darauf hin, dass die psychosoziale Risikobelastung dauerhaft einen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit des Problemverhaltens von Kindern hat. Während zum ersten Messzeitpunkt schon eine mittlere Risikobelastung eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für kindliches Problemverhalten vorhersagt, scheint langfristig (wie sich zum zweiten Messzeitpunkt zeigt) die hohe Risikobelastung ausschlaggebend zu sein.

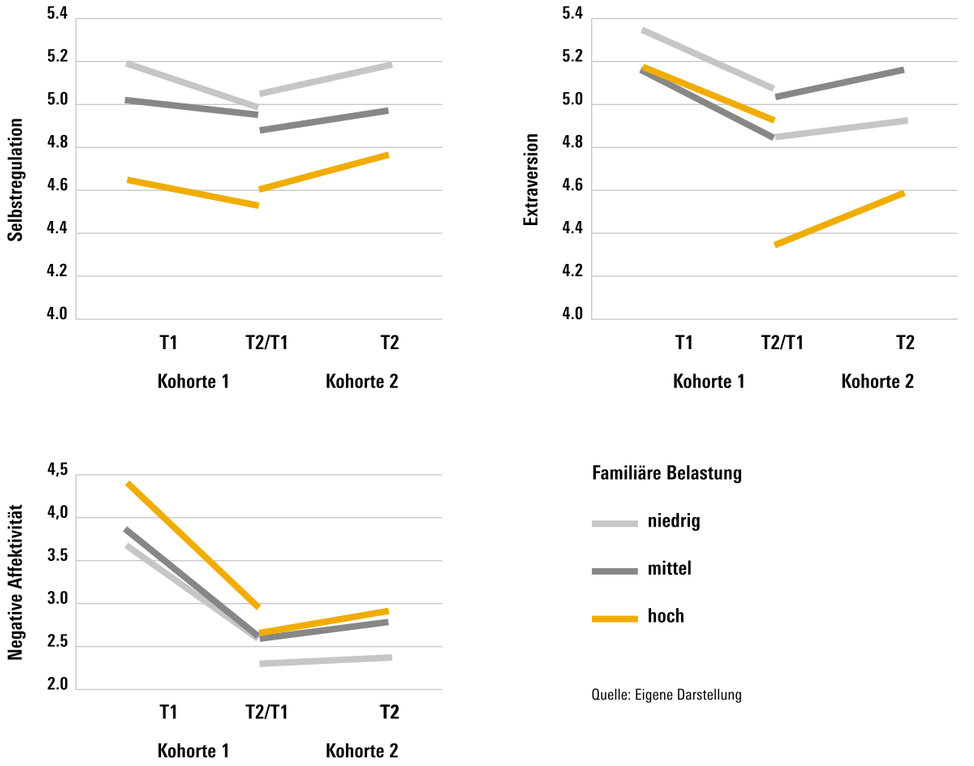
2.2.6 Kindliche Reaktivität und Regulation (Temperament)

Das kindliche Temperament wird oft als (unveränderliches) Dispositionsmerkmal betrachtet und in Studien als solches verwendet. Jedoch zeigt die Temperamentsforschung sehr deutlich, dass Temperamentsunterschiede gerade im Kleinkindalter noch eine geringe altersübergreifende Stabilität aufweisen und mit elterlichem Verhalten in Wechselwirkung stehen. Somit liegt hier ein kindliches Merkmal vor, welches durchaus als ein Entwicklungsmerkmal gesehen werden kann. Inhaltlich umspannt das kindliche Temperament Merkmale von emotionaler Reaktivität und emotionaler Regulationsfähigkeit.

Das kindliche Temperament wurde in der vorliegenden Studie per Elternbericht mit deutschen Versionen von zwei international etablierten Fragebögen erfasst: dem Infant Behavior Questionnaire für den ersten Messzeitpunkt der jüngeren Kohorte (Putnam u. a. 2014) und dem Early Childhood Behavior Questionnaire für alle anderen Erhebungen (Putnam u. a. 2010). Aus dieser Erfassung resultieren drei Dimensionen des kindlichen Temperaments: *Negative Affektivität* (Traurigkeit, Ängstlichkeit), *Extraversion* (positive Emotionalität, hohes Aktivitätsniveau) und *Selbstregulation* (Selbststeuerung, Regulationsfähigkeiten). Interne Konsistenzen liegen für *Negative Affektivität* bei $.61 < \alpha < .84$, für *Extraversion* bei $.53 < \alpha < .71$ und für *Selbstregulation* bei $.67 < \alpha < .71$.

Die Ergebnisse zeigen für die drei Temperamentsdimensionen eine altersübergreifende Stabilität individueller Unterschiede. Diese ist für die Skalen *Extraversion* und *Negative Affektivität* in der jüngeren Kohorte noch eher mäßig ($r = .43$ bzw. $r = .31$) und für *Selbstregulation* schon recht deutlich ($r = .64$). In der älteren Kohorte sind die Stabilitätskoeffizienten höher als in der jüngeren und in allen drei Dimensionen deutlich ausgeprägt ($.61 < r < .76$). Temperamentsunterschiede können somit schon am Ende des ersten Lebensjahres identifiziert werden, diese Unterschiede konsolidieren sich allerdings erst im Verlauf des zweiten Lebensjahres. Ähnlich wie bei der kognitiven Entwicklung sei auch hier darauf hingewiesen, dass bei der gegebenen Stabilität noch erhebliches Veränderungspotenzial offensichtlich ist.

ABBILDUNG 4: Kindliche Temperamentsdimensionen in Abhängigkeit von der Risikobelastung



Quelle: Eigene Darstellung

Die Entwicklungstrends der Temperamentsmerkmale spiegeln sich auch im Hinblick auf den Einfluss der familiären Belastung auf Temperamentsunterschiede. Effekte der familiären Risikobelastung zeigten sich in der älteren Kohorte statistisch klar und umfassend für alle drei Temperamentsmerkmale, in der jüngeren Kohorte nur teilweise und in geringerem Ausmaß (vgl. Abbildung 4). In der *Selbstregulation* zeigten die Kinder aus hoch belasteten Familien schon in der jüngeren Kohorte am Ende des ersten Lebensjahres geringere Werte als die Kinder aus niedrig belasteten Familien ($F(2,95) = 3.99$, $p = .022$). Diese Unterschiede waren auch mit 19 Monaten feststellbar und zeigten sich in ähnlicher Weise mit 19 sowie mit 26 Monaten in der älteren Kohorte ($F(2,87) = 4.15$, $p = .019$). Kinder aus hoch belasteten Familien zeigten zudem in der *Negativen Affektivität* höhere Werte als Kinder aus niedrig belasteten Familien. Während sich diese Unterschiede in der jüngeren Kohorte nur in der Tendenz zeigten ($F(2,95) = 2.70$, $p = .072$), waren sie in der älteren Kohorte deutlich und statistisch klar nachweisbar ($F(2,87) = 6.58$, $p = .002$). Bei der *Extraversion* waren in der jüngeren Kohorte Effekte familiärer Belastung noch nicht feststellbar, während in der älteren Kohorte die Kinder aus hoch belasteten Familien geringere Werte aufwiesen als Kinder der beiden anderen Gruppen ($F(2,87) = 6.60$, $p = .002$).

Fazit zur Temperamentsentwicklung

Bereits am Ende des ersten Lebensjahres sind erste Effekte familiärer Belastung auf die emotionale Reaktivität und individuelle Regulationskompetenzen der Kinder aus der Sicht der Bezugspersonen erkennbar. Diese zeigen sich zunächst nur im Hinblick auf eine geringere Fähigkeit zur Selbstregulation, mit zunehmendem Alter in geringerer Extraversion und höherer negativer Affektivität (was sich allerdings nicht im beobachteten Verhalten zeigt, siehe Kapitel 2.1.3). Die Effekte zeigen sich meist nur für Kinder aus hoch belasteten Familien. Obwohl in der jüngeren Kohorte die Temperamentsmerkmale zumindest moderate Stabilität aufweisen, zeigen sich Effekte auf diese Merkmale, wenn auch teilweise erst mit Verzögerung. Dies deutet darauf hin, dass die Risikobelastung zusätzliche Varianz in Temperamentsmerkmalen bedingt.

2.2.7 Zusammenfassung zu Frage 1

Die Befunde zeigen sehr deutliche Effekte familiärer Belastung auf kindliche Entwicklungsparameter, vor allem im Hinblick auf den sprachlich-kognitiven Entwicklungsstand, die Bindungssicherheit und das kindliche Problemverhalten. Bei diesen Merkmalen sind die Effekte schon zum Ende des ersten Lebensjahres erkennbar. Sie konsolidieren sich mit zunehmendem Alter bzw. werden teilweise mit zunehmendem Alter noch deutlicher. Im Hinblick auf beobachtbare kindliche Emotionalität und die Emotionsregulation der Kinder bilden sich Effekte familiärer Belastung auf Verhaltensebene kaum ab. Sie kommen aber im Elternbericht über das Alltagsverhalten der Kinder (Temperamentsfragebögen, deren Ergebnisse mit zunehmendem Alter deutlicher werden) sowie in den Berichten der Bezugspersonen über eigene ineffektive Strategien der Emotionsregulation zum Ausdruck. Im Bereich der kindlichen Autonomieentwicklung, in dem typische Alterseffekte gefunden wurden, zeigen sich hingegen keine Effekte familiärer Belastung.

2.3 Welche Rollen spielen Merkmale der Eltern und der Kinder?

Will man elterliche Merkmale als Moderator- oder Mediatorvariablen für den Einfluss familiärer Belastung auf die kindliche Entwicklung einbeziehen, so ist zunächst zu prüfen, inwieweit diese Merkmale selbst durch familiäre Belastung beeinträchtigt sind.

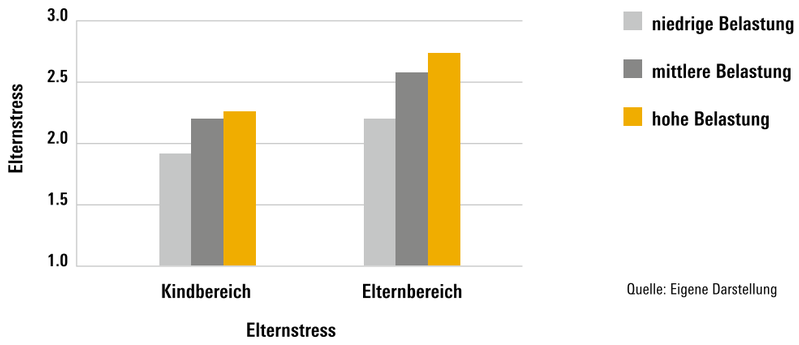
2.3.1 Einfluss familiärer Belastung auf elterliche Merkmale

2.3.1.1 Elternstress

Elternstress stellt eine der Variablen in der Vertiefungsstudie dar, die den Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der psychosozialen Belastung der Familie und der sprachlich-kognitiven Entwicklung vermitteln könnte. Die Idee dahinter ist, dass eine Kumulation von Risikofaktoren sich auf das konkrete Stresserleben der Bezugspersonen auswirkt, welches mit der Rolle als Eltern(-teil) verbunden ist, was sich wiederum negativ auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Das Stresserleben kann dabei vielfältige Facetten zeigen: Einerseits kann ihm ein subjektives Ungleichgewicht zwischen Anforderungen an eine Elternschaft und eigenen Ressourcen, diese zu bewältigen, zugrunde liegen. Auch eine erhöhte Wahrnehmung persönlicher Einschränkung durch die Elternschaft kann hierbei eine Rolle spielen. Beides wäre dem Stresserleben im *Elternbereich* zuzuordnen. Andererseits kann das Stresserleben auch Ausdruck für die erhöhte Wahrnehmung negativer Aspekte kindlichen Verhaltens sein, wie eine hohe Ablenkbarkeit oder eine geringe Anpassungsfähigkeit. In diesem Fall wäre der *Kindbereich* des elterlichen Stresserlebens angesprochen. Eltern- und Kindbereich sind also zwei zu trennende Facetten des Stresserlebens, welches durch die Elternschaft ausgelöst werden kann.

Die Ergebnisse der Analysen zeigen zunächst, dass sich die drei Belastungsgruppen im Erleben von Elternstress unterscheiden, wobei – wie zu erwarten – das Elternstresserleben mit der Zahl der Risikofaktoren steigt. Interessant dabei ist, dass in jedem Fall bereits ein mittleres Niveau familiärer Risikobelas-

ABBILDUNG 5: Das Ausmaß des Elternstresserlebens im zweiten Lebensjahr in Abhängigkeit vom Ausmaß der familiären Belastung



Quelle: Eigene Darstellung

tung ausreicht, um ein substanziell höheres Elternstresserleben zu erzeugen als ein geringes Niveau familiärer Risikobelastung (vgl. Abbildung 5). Darüber hinaus ist zu erkennen, dass eine weitere Zunahme von Risikofaktoren (Familien mit einer hohen Risikobelastung) zwar für das Elternstresserleben im Elternbereich eine Rolle spielt, nicht aber im Kindbereich. Dies bedeutet, dass ein erhöhtes Erleben des kindlichen Verhaltens als Quelle für Belastung bereits bei einer mittleren psychosozialen Risikobelastung gegeben ist. Das Ungleichgewicht zwischen Anforderungen und eigenem Kompetenzerleben sowie die Wahrnehmung persönlicher Einschränkungen steigen dagegen kontinuierlich mit dem Ausmaß familiärer Risikobelastung an.

2.3.1.2 Der Einfluss familiärer Belastung auf elterliches Interaktionsverhalten: Feinfühligkeit

Die Qualität des elterlichen Verhaltens der Hauptbezugsperson wurde in zwei standardisierten (videografierten) Interaktionssituationen mit dem Kind erfasst: einer 15-minütigen freien Spielsituation und einer 10-minütigen strukturierten Spielsituation. In beiden Interaktionssituationen werden drei verschiedene Dimensionen elterlichen Verhaltens erfasst, nämlich *Responsivität*, *Intrusivität* und *Negativer Affekt* (z. B. NICHD Early Child Care Research Network 2003). Die Skala *Responsivität und unterstützende Anwesenheit* erfasst das elterliche Verhalten bei der kindlichen Emotions- und Spielregulation. Sie beschreibt, wie die Bezugsperson auf kindliche Signale und negativen Affekt-Ausdruck reagiert und wie sie ihr Kind unterstützend und strukturierend beim Spiel begleitet. Sie bildet die Fähigkeit der Bezugsperson ab, die Interaktion auf die kindliche Stimmung und das kindliche Entwicklungsniveau abzustimmen. Die Skala *Intrusivität* der Bezugsperson umfasst dem Kind gegenüber übermäßig steuerndes und autonomieeinschränkendes Verhalten. Die Skala *Negativer Affekt* beinhaltet Anzeichen einer negativen Betrachtung des Kindes durch seine Bezugsperson. Bei allen Skalen handelt es sich um neunstufige Verhaltenszuordnungsskalen. Reliabilitätsprüfungen vor Durchführung der Auswertung und auswertungsbegleitend belegen die Anwendbarkeit der Skalen (Cohen's Kappa > .70). Durch die Einbeziehung mehrerer Beobachterinnen und Beobachter wurde gewährleistet, dass jedes Elternteil nur einmal von derselben beobachtenden Person analysiert wurde, sodass die »Blindheit« ohne Vorwissen aus der ersten Auswertung gewährleistet war.

Es zeigte sich ein signifikanter Haupteffekt der Risikogruppenzugehörigkeit auf die elterliche Responsivität ($F(2,178) = 4.58$, $p = .012$), der auf die Bezugspersonen aus hoch belasteten Familien zurückging. Diese hatten niedrigere Responsivitätswerte als die Bezugspersonen der anderen beiden Gruppen, die sich untereinander nicht unterschieden (vgl. Abbildung 6). Ein vergleichbarer Effekt zeigt sich für die Intrusivität mit hohen Werten elterlicher Intrusivität in Familien mit hoher Risikobelastung im Vergleich zu den Familien mit niedriger und mittlerer Belastung.

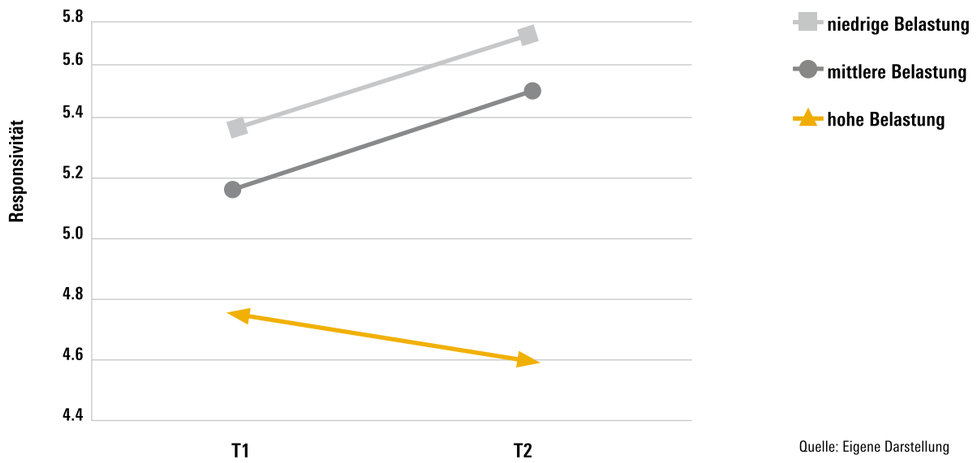
Abbildung 6 verweist auch auf eine Wechselwirkung zwischen dem Risiko und zeitlichen Veränderungen im Verlauf der Studie, die tendenziell statistische Bedeutsamkeit hat ($F(2,178) = 2.75$, $p = .067$). So scheint sich die elterliche Responsivität in Abhängigkeit von der Risikogruppenzugehörigkeit über die Zeit hinweg unterschiedlich zu verändern. Während sowohl in der niedrig belasteten als auch in der mittelgradig belasteten Gruppe ein leichter Anstieg der elterlichen Responsivität zu verzeichnen ist, ist dies in der hoch belasteten Gruppe nicht der Fall, in der sich sogar ein gegenteiliger Trend andeutet (vgl. Abbildung 6). Ein negativer elterlicher Affekt der Bezugsperson gegenüber dem Kind konnte durch den Risikostatus nicht vorhergesagt werden.

Bei den gegebenen Einflüssen familiärer Belastung auf die elterliche Feinfühligkeit wurde zudem geprüft, inwieweit diese Effekte eher auf distale oder proximale Risikofaktoren zurückgeführt werden können. Dazu wurden Korrelationen zwischen den Feinfühligkeitsparametern und der Anzahl distaler und proximaler Risikofaktoren berechnet. Dabei zeigte sich, dass Unterschiede in allen drei Merkmalen elterlichen Verhaltens durch das Ausmaß distaler Risikomerkmale systematisch vorhergesagt werden konnten ($|.23| < r < |.28|$), während dies für das Ausmaß der proximalen Risikomerkmale nicht der Fall war. Für die elterliche Responsivität und Intrusivität war dies zu beiden Messzeitpunkten gegeben, für den negativen Affekt nur für den ersten Messzeitpunkt.

2.3.1.3 Der Einfluss familiärer Belastung auf elterliches Interaktionsverhalten: Autonomieförderung

Die feinfühlige elterliche Autonomieförderung wurde mittels Beobachtung in einer halbstrukturierten

ABBILDUNG 6: Die Entwicklung elterlicher Responsivität zwischen den beiden Messzeitpunkten T1 und T2 variiert in Abhängigkeit des Ausmaßes an Belastung.



Quelle: Eigene Darstellung

Spielsituation mit der Hauptbezugsperson und dem Kind zum ersten und zweiten Messzeitpunkt erfasst. Zum ersten Messzeitpunkt zeigte sich ein signifikanter Einfluss des familiären Risikostatus auf die elterliche Autonomieförderung der Kinder in der Spielsituation ($F(2,184) = 13.8, p < .001$). Dabei unterschied sich die Gruppe der Familien mit hoher Belastung signifikant von den beiden anderen: Eltern aus Familien mit hoher Belastung zeigten weniger autonomieförderndes Verhalten gegenüber ihrem Kind als Eltern aus Familien mit niedriger oder mittlerer Risikobelastung. Auch ein Effekt des Alters des Kindes war erkennbar: Eltern jüngerer Kinder (10 bis 14 Monate) zeigten signifikant weniger autonomieförderndes Verhalten als Eltern älterer Kinder (17 bis 21 Monate). Dementsprechend beeinflusst sowohl das psychosoziale Risiko der Familie als auch das Alter der Kinder das elterliche Verhalten im Bereich der Autonomieförderung. Der signifikante Effekt des familiären Risikostatus zeigte sich auch zum zweiten Messzeitpunkt ($F(2,178) = 9.1, p < .001$). Alle drei Gruppen unterschieden sich signifikant voneinander: Je höher der Risikostatus der Gruppe, desto weniger Autonomieförderung zeigten die Bezugspersonen. Über die beiden Messzeitpunkte hinweg ergaben sich jedoch kein signifikanter Interaktionseffekt zwischen Belastungsgruppe und Zeitverlauf und lediglich ein tendenzieller Anstieg der feinfühligen Autonomieförderung in der unbelasteten Gruppe. Die feinfühlige Autonomieförderung der beiden belasteten Gruppen veränderte sich nicht signifikant über die Zeit.

Auf der Seite der elterlichen Autonomieförderung zeigt sich bereits sehr früh eine negative Auswirkung familiärer Belastung. Hohes familiäres Risiko geht mit deutlich geringerer Förderung des autonomen Spielinteresses einher, was sich wiederum negativ auf die kindliche Autonomie auswirkt. Korrelative Analysen zeigen deutlich, dass elterliches autonomieförderndes Verhalten und kindliche Autonomie assoziiert sind. So geht eine hohe Autonomieförderung durch die Eltern einher mit größerem autonomen Spielinteresse ($r = .48, p < .001$) und einer geringeren Anzahl an Trotzreaktionen des Kindes beim Aufräumen ($r = .22, p = .004$). Es zeigt sich also, dass familiäres Risiko indirekt doch einen Einfluss auf die kindliche Autonomie nehmen kann, indem es das elterliche Interaktionsverhalten gegenüber dem Kind beeinflusst, was wiederum Einfluss auf das kindliche Verhalten nimmt.

2.3.2 Einflüsse elterlicher Merkmale auf die kindlichen Merkmale

2.3.2.1 Einfluss durch Elternstress

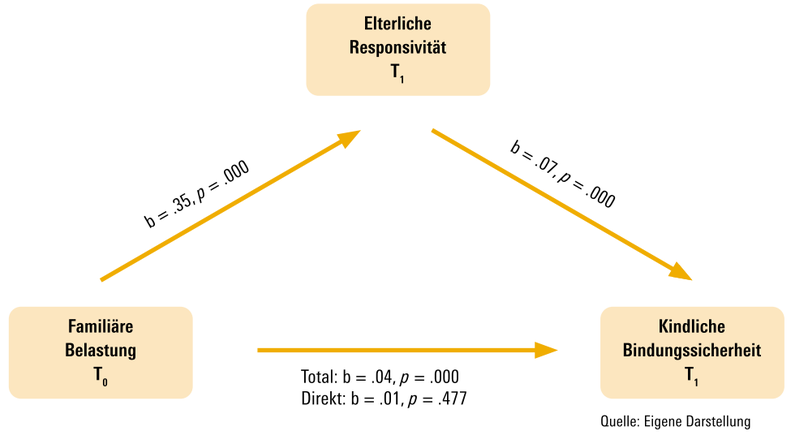
Analysen zum Einfluss von Elternstress auf kindliche Merkmale zeigten, dass ein erhöhtes Elternstresserleben weder im Eltern- noch im Kindbereich direkt mit der sprachlich-kognitiven Entwicklung im zweiten Lebensjahr in Zusammenhang steht. Das Erleben von Elternstress scheint also keine unmittelbar vermittelnde Variable zwischen psychosozialer Belastung und sprachlich-kognitiver Entwicklung zu sein, indirekt aber doch über das Elternverhalten zu wirken (siehe Kapitel 2.2.2.4).

2.3.2.2 Einfluss durch elterliches Verhalten: Feinfühligkeit

Zwischen dem fürsorglichen elterlichen Interaktionsverhalten gegenüber dem Kind und der kindlichen Bindungssicherheit ließen sich erwartungsgemäß hoch signifikante Zusammenhänge finden: Eine hohe Responsivität, eine geringe Intrusivität und wenig dem Kind gegenüber ausgedrückter negativer Affekt aufseiten der Eltern ging mit einer hohen kindlichen Bindungssicherheit einher. Dies war zu beiden Messzeitpunkten der Fall. Die Korrelationen lagen hier für die Responsivität zwischen $r = .34$ und $r = .52$, für die Intrusivität zwischen $r = -.29$ und $r = -.39$ und für den negativen Affekt zwischen $r = -.19$ und $r = -.33$ ($p < .05$).

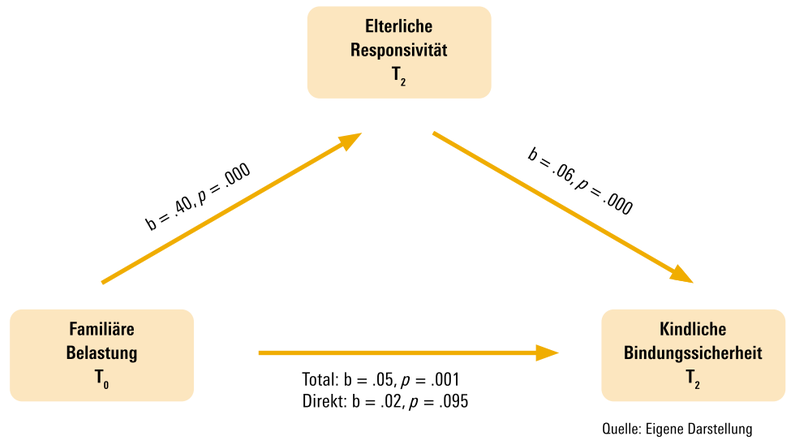
Wenn nun – wie oben gezeigt – elterliches Verhalten ebenso wie kindliche Bindungssicherheit durch die familiäre Belastung vorhergesagt werden kann, stellt sich die Frage, inwieweit das elterliche Verhalten den Belastungseinfluss auf Bindungssicherheit mediiert. Dies ist tatsächlich der Fall, wie das Mediationsmodell in Abbildung 7 für den ersten Messzeitpunkt und in Abbildung 8 für den zweiten Messzeitpunkt verdeutlicht. In beiden Fällen zeigt sich, dass der direkte Effekt familiärer Belastung auf die kindliche Bindungssicherheit statistisch nicht mehr nachweisbar ist, wenn man den Effekt der Belastung auf das Elternverhalten und dessen Effekt auf die Bindungssicherheit kontrolliert.

ABBILDUNG 7: Vorhersage der kindlichen Bindungssicherheit zum ersten Messzeitpunkt durch elterliche Belastung zum Zeitpunkt der Pilotstudie inklusive der elterlichen Responsivität als Mediator



Quelle: Eigene Darstellung

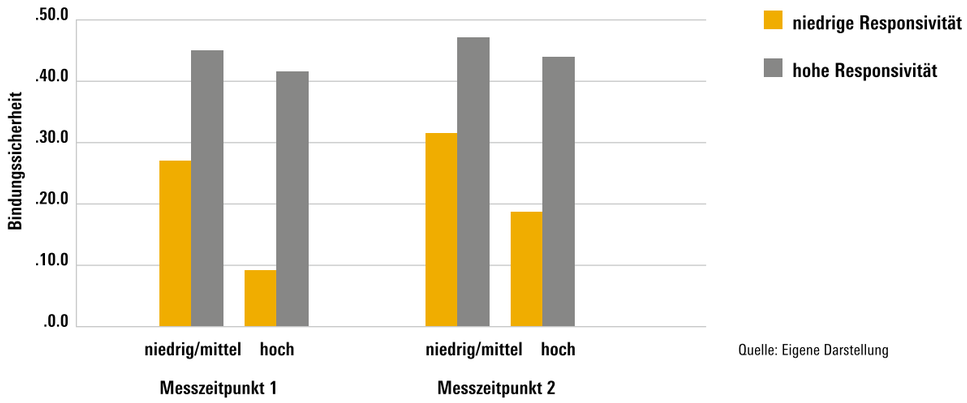
ABBILDUNG 8: Vorhersage der kindlichen Bindungssicherheit zum zweiten Messzeitpunkt durch elterliche Belastung zum Zeitpunkt der Pilotstudie inklusive der elterlichen Responsivität als Mediator



Quelle: Eigene Darstellung

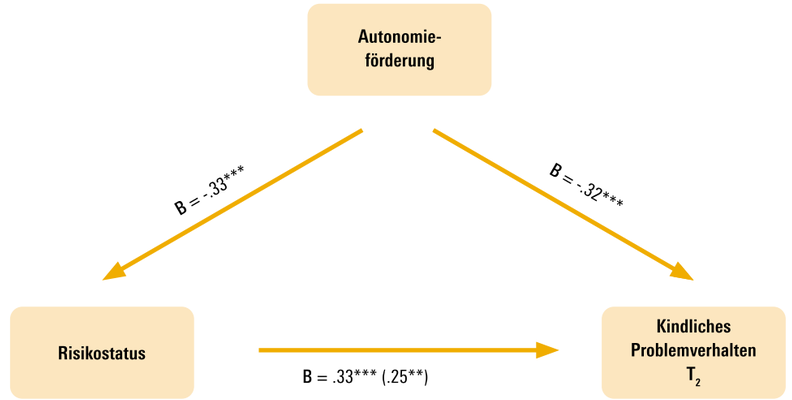
Neben Mediierungseffekten sind auch Moderatoreffekte möglich. Auch wenn Eltern aus hoch belasteten Familien im Durchschnitt weniger feinfühliges Verhalten zeigen, so sind die Effekte im moderaten Bereich und nicht deterministisch. Das heißt, es gibt durchaus auch Eltern aus hoch belasteten Familien, denen es trotz der Belastung gelingt, feinfühliges Verhalten aufrechtzuerhalten. Mithilfe von Moderator-Analysen kann geprüft werden, inwieweit feinfühli-

ABBILDUNG 9: Bindungssicherheit in Abhängigkeit von familiärer Belastung (niedrig/mittel vs. hoch) und elterlicher Responsivität



Quelle: Eigene Darstellung

ABBILDUNG 10: Standardisierte Regressionskoeffizienten für die Beziehung zwischen Risikostatus und späterem kindlichen Problemverhalten, mediiert durch Autonomieförderung der Eltern



Quelle: Eigene Darstellung

ges Verhalten in diesem Fall als Schutzfaktor wirken und damit negative Effekte der familiären Belastung abschirmen kann.

Ein solcher Moderatoreffekt deutet sich in den Daten tatsächlich an. Abbildung 9 zeigt deutlich, dass bei gegebener hoher elterlicher Responsivität Effekte psychosozialer Risikobelastung auf die Bindungssicherheit der Kinder kaum erkennbar sind. Diese zeigen sich aber sehr deutlich bei niedriger Responsivität. Umgekehrt zeigt die Abbildung, dass es Unterschiede in der Wirkung von Responsivität auf die Bindungssicherheit insbesondere in der Gruppe mit hoher familiärer Belastung gibt.

2.3.2.3 Elterliches Verhalten: Autonomieförderung

Auch bezüglich des kindlichen Problemverhaltens zeigen sich mediierende Effekte elterlichen Verhaltens, im vorliegenden Fall des autonomieförderlichen Verhaltens der Bezugspersonen. Versucht man, das Problemverhalten der Kinder zum zweiten Messzeitpunkt mittels multipler Regressionsanalysen vorherzusagen, so zeigten sich neben dem Problemverhalten sieben Monate vorher (beim ersten Messzeitpunkt) sowohl der familiäre Risikostatus als auch das autonomieförderliche Elternverhalten als signifikante Prädikatoren. Dabei wird der Effekt der familiären Risikobelastung nach Einbeziehung des Elternverhaltens reduziert. Das Mediationsmodell in Abbildung 10 verdeutlicht, dass die Beziehung zwischen frühem psychosozialen Risiko und späterem kindlichen Problemverhalten über die feinfühlige Autonomieförderung der Eltern mediiert wird. Der indirekte Pfad von frühem Risiko über die feinfühlige Autonomieförderung auf das kindliche Problemverhalten war signifikant, da das 95-%-Konfidenzintervall bei [0.01, 0.07] lag.

2.3.2.4 Elternstress, elterliches Verhalten und sprachlich-kognitive Entwicklung

In diesem Abschnitt werden beispielhaft mehrstufige Einflussprozesse beschrieben, die von hoher familiärer Risikobelastung über Elternstress auf elterliches Verhalten und dadurch vermittelt auf die kindliche Entwicklung wirken. Weitere Analysen zu ähnlichen Einflussprozessen sind im Hinblick auf andere kindliche Entwicklungsmerkmale auf Grundlage der Daten der Vertiefungsstudie geplant.

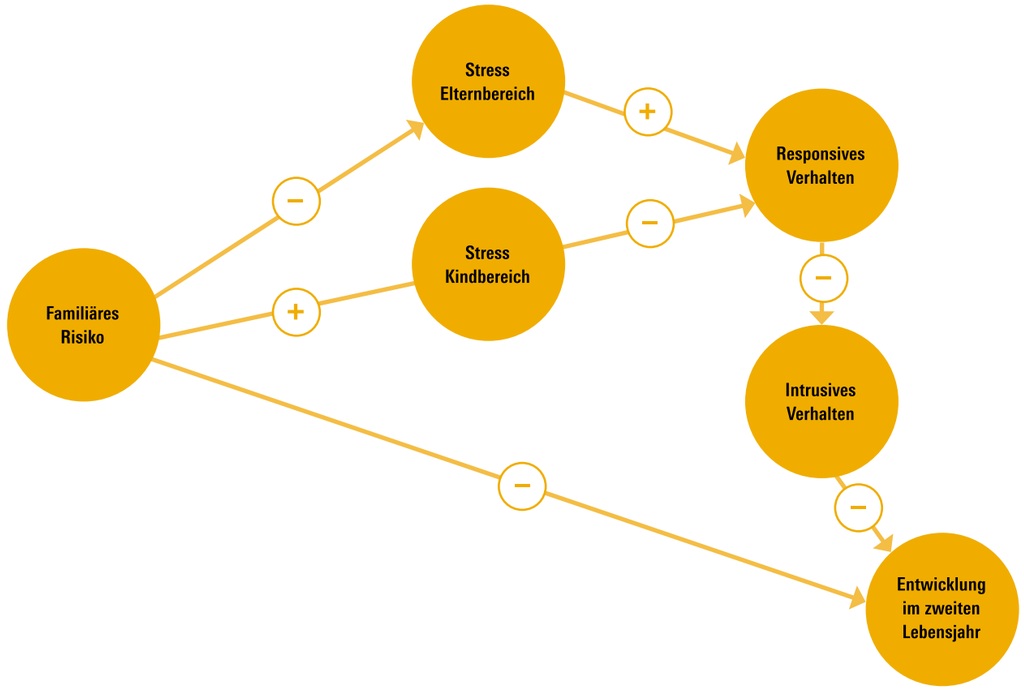
Elternstress wird (ebenso wie die sprachlich-kognitive Entwicklung) durch das Ausmaß psychosozialer Belastung beeinflusst, während sich Elternstress hingegen nicht unmittelbar auf die sprachlich-kognitive Entwicklung des Kindes auswirkt. Wir können also nicht belegen, dass Elternstress den Zusammenhang zwischen psychosozialer Belastung und sprachlich-kognitiver Entwicklung vermittelt. Studien, die sich mit Effekten von Elternstress auf die Entwicklung von Verhaltensproblemen beschäftigen, legen ebenfalls nahe, dass sich Elternstress nicht direkt, sondern indirekt über veränderte Interaktionen mit dem Kind auswirkt. Entsprechend wurde in einem weiteren Schritt untersucht, ob sich das Ausmaß responsiven bzw. intrusiven Interaktionsverhaltens der Bezugsperson als relevanter Faktor anbietet, um einen indirekten Einfluss von Elternstress auf die sprachlich-kognitive Entwicklung sichtbar zu machen. Wie in dem abgebildeten Pfadmodell (vgl. Abbildung 11, S. 28) zu sehen ist, stellen beide Interaktionsqualitäten notwendige Größen dar, die hierbei zu berücksichtigen sind.

Offenbar ergeben sich zwei indirekte Wirkungen des Ausmaßes familiärer Risikofaktoren auf die kindliche Entwicklung, die mit den beiden unterschiedlichen Bereichen des Elternstresserlebens verbunden sind, welche ihrerseits Konsequenzen für das elterliche Verhalten haben. Die Zusammenhänge in Abbildung 11 zeigen eine Entwicklungskaskade mit verschiedenen Teilprozessen.

Erstens: Psychosoziale Belastung führt zu einem erhöhten Elternstresserleben, welches vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass eine Auseinandersetzung mit den Anforderungen einer Elternschaft und den eigenen Kompetenzen stattfindet. Dieses Stresserleben ist weiterhin positiv mit responsivem Verhalten gegenüber dem Kind assoziiert. Dies minimiert gleichzeitig das Ausmaß intrusiven Verhaltens gegenüber dem Kind, was sich wiederum positiv auf die sprachlich-kognitive Entwicklung des Kindes auswirkt. Voraussetzung für diese Wirkkette ist sicherlich, dass das Ausmaß erlebten Elternstresses ein mittleres Maß nicht übersteigt: Die Auseinandersetzung mit der Elternrolle und den damit verbundenen Anforderungen und nötigen Kompetenzen darf nicht in Resignation und Frustration resultieren.

Zweitens: Psychosoziale Belastung führt zu einem erhöhten Elternstresserleben, welches vor allem durch die Wahrnehmung negativen kindlichen Verhaltens charakterisiert ist. Das Kind und sein Verhalten werden als Ursache des erhöhten Stresserlebens wahrgenommen. Dieses Stresserleben ist zudem mit einem wenig responsiven Interaktionsverhalten asso-

ABBILDUNG 11: Der Zusammenhang zwischen familiärem Risiko (psychosozialer Belastung) und sprachlich-kognitiver Entwicklung im zweiten Lebensjahr vermittelt durch Elternstress und elterliches Interaktionsverhalten
(+ bedeutet positive Zusammenhänge; – bedeutet negative Zusammenhänge)



Quelle: Eigene Darstellung

ziiert. Es erhöht dadurch das Ausmaß intrusiven Verhaltens gegenüber dem Kind, welches letztlich mit einer negativen Wirkung auf die sprachlich-kognitive Entwicklung einhergeht.

Fazit

Das Erleben von Elternstress ist zwar mit dem Ausmaß psychosozialer Risikofaktoren in der Familie verbunden, wirkt sich aber nicht direkt auf die sprachlich-kognitive Entwicklung der Kinder im zweiten Lebensjahr aus. Zunächst muss deutlich zwischen verschiedenen Quellen des Stresserlebens unterschieden werden: Ist es eher die Elternrolle oder eher das kindliche Verhalten und damit verbundene negative Einschätzungen? Während im ersten Fall durchaus ein responsives Interaktionsverhalten mit dem Kind resultieren kann, wird dieses im zweiten Fall eher gehemmt. Dies kann sich wiederum in einem eher intrusiven Interaktionsverhalten niederschlagen und beeinflusst auf diesem Weg die kindliche Entwicklung.

2.4 Welche Rolle spielt die Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kind?

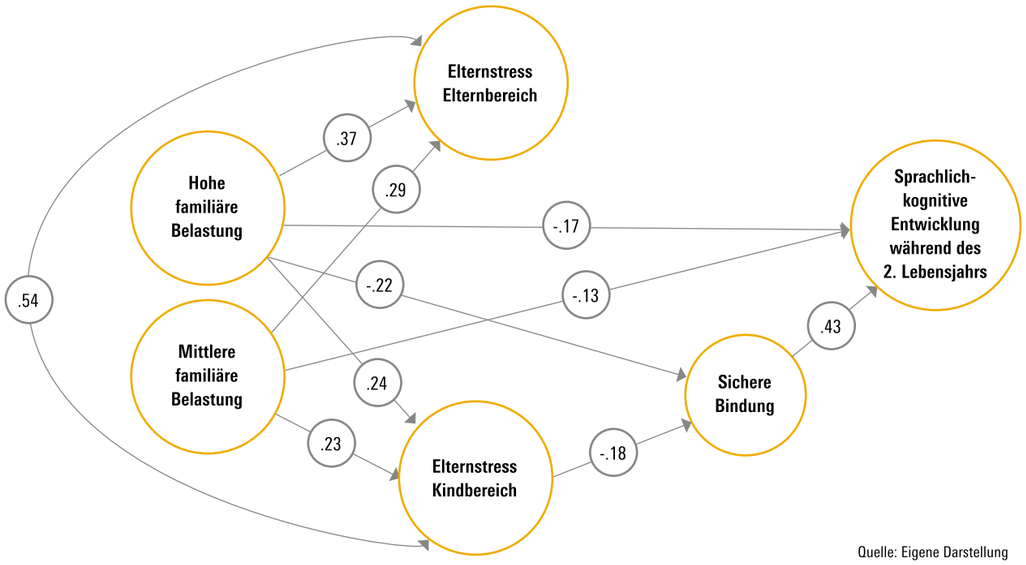
In diesem Abschnitt werden beispielhaft mehrstufige Einflussprozesse beschrieben, die von hoher familiärer Risikobelastung über Elternstress auf die kindliche Bindungssicherheit und dadurch vermittelt auf die kindliche sprachlich-kognitive Entwicklung wirken. Hier wird die Rolle von Bindungssicherheit als Mediator bzw. Moderator für andere Entwicklungsmerkmale untersucht. Weitere Analysen zu ähnlichen Einflussprozessen sind im Hinblick auf andere kindliche Entwicklungsmerkmale und unter zusätzlicher Einbeziehung elterlicher Mediatoren bzw. Moderatoren auf Grundlage der Daten der Vertiefungsstudie geplant.

Elternstress wird (ebenso wie die sprachlich-kognitive Entwicklung) durch das Ausmaß psychosozialer Belastung beeinflusst, während sich Elternstress hingegen nicht unmittelbar auf die sprachlich-kognitive Entwicklung des Kindes auswirkt. Wir können also nicht belegen, dass Elternstress den Zusammenhang zwischen psychosozialer Belastung und sprachlich-kognitiver Entwicklung vermittelt. Entsprechend dem der Studie zugrunde liegenden Transaktionalen Modell (Sameroff 2009) wurde in einem weiteren Schritt untersucht, ob sich die Qualität der Bindung zu der primären Bezugsperson als Größe anbietet, um einen indirekten Einfluss von Elternstress auf die sprachlich-kognitive Entwicklung sichtbar zu machen.

Offenbar ergeben sich erneut zwei indirekte Wirkungen der familiären Belastung auf die kindliche Entwicklung über das zweite Lebensjahr. Diese betreffen zum einen das Ausmaß der familiären Belastung und sind zum anderen mit den beiden unterschiedlichen Bereichen des Elternstresserlebens verbunden (vgl. Abbildung 12).

Erstens: Ein *hohes* Ausmaß familiärer Belastung führt unmittelbar zu einer Einschränkung beim Aufbau einer sicheren Bindung und wirkt sich darüber

ABBILDUNG 12: Der Zusammenhang zwischen familiärem Risiko (psychosoziale Belastung) und sprachlich-kognitiver Entwicklung im zweiten Lebensjahr vermittelt durch Elternstress und der Bindungssicherheit



Quelle: Eigene Darstellung

negativ auf die sprachlich-kognitive Entwicklung des Kindes aus. Ein *mittleres* Ausmaß familiärer Belastung zeigt diese Verbindung nicht.

Zweitens: Bereits ein mittleres Ausmaß familiärer Belastung führt zu einem erhöhten Elternstresserleben, welches zum einen durch die Wahrnehmung von Zweifeln an der eigenen elterlichen Kompetenz (*Elternbereich*) und zum anderen durch die Wahrnehmung negativen kindlichen Verhaltens (*Kindbereich*) charakterisiert ist. Wenn das Kind und sein Verhalten als Quelle des erhöhten Stresserlebens wahrgenommen werden (und nicht der Zweifel an der elterlichen Kompetenz im Vordergrund steht), wirkt sich auch ein mittleres Ausmaß familiärer Belastung negativ auf die sprachlich-kognitive Entwicklung aus.

Fazit zur Rolle der Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kind

Das Erleben von Elternstress ist zwar mit dem Ausmaß psychosozialer Risikobelastung in der Familie verbunden. Es wirkt sich aber nicht direkt auf die sprachlich-kognitive Entwicklung der Kinder im zweiten Lebensjahr aus, sondern ist über den Aufbau einer sicheren Bindung des Kindes zur Bezugsperson vermittelt. Dabei ist ein hohes Ausmaß familiärer Belastung direkt mit einer Einschränkung im Aufbau verbunden, während ein mittleres Ausmaß familiärer Belastung sich über die negative Wahrnehmung des eigenen Kindes (als Quelle eigenen Belastungserlebens) auf den Bindungsaufbau auswirkt.

Dieses komplexe, kaskadierende Modell weist auf die Notwendigkeit einer exakten und bereichsspezifischen Diagnostik der familiären Belastungsmerkmale hin, damit darauf aufbauend effektive und auf die Bedürfnisse der Familie abgestimmte Maßnahmen zum Einsatz kommen können.

3

Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Praxis der Frühen Hilfen

Bei den Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Praxis werden zunächst ausgehend von den Befunden generelle Ableitungen vorgenommen bzw. allgemeine Fragen gestellt, zu denen aus den Befunden Antworten gesucht werden sollen. Anschließend sollen Empfehlungen am Beispiel spezifischer Schwerpunktthemen besprochen werden.

3.1 Allgemeine Fragen

3.1.1 Gibt es Familien mit besonderen Bedarfen (in Abhängigkeit vom Ausmaß des Risikos oder von den Risikoprofilen)?

Die Frage, ob es Familien mit besonderen Bedarfen nach externer Unterstützung gibt, kann nach den Befunden der Vertiefungsstudie mit einem klaren Ja beantwortet werden. Die Befunde der Studie verweisen auf multiple Entwicklungsdefizite gerade bei Kindern aus hoch belasteten Familien. Dabei wurde zunächst nicht zwischen distalen und proximalen Risikofaktoren unterschieden und auch keine inhaltliche Unterscheidung getroffen, ob Risiken eher aufseiten des Kindes, aufseiten der Eltern oder der Familie gegeben sind.

Die Wirkung von Risikofaktoren von Familien auf eine problematische oder verzögerte Entwicklung der Kinder zeigte sich meist erst ab einem Schwellenwert an Risikofaktoren, sodass besonders dies Familien mit besonderen Bedarfen kennzeichnet. Dies kommt insbesondere darin zum Ausdruck, dass auch in dieser Vertiefungsstudie das Ausmaß an Entwicklungsdefiziten nicht einfach mit zunehmender Belastung linear zunimmt, sondern dass sich meist die Gruppe der hoch belasteten Familien deutlich von denen mit niedriger und mittelgradiger Belastung unterscheidet. Familien mit niedriger und mittlerer Belastung lassen nur in wenigen Entwicklungsergebnissen oder Mediatorvariablen deutliche Unterschiede erkennen. So scheinen die meisten Eltern mit einem mittleren Ausmaß an Risikobelastung dazu in der Lage zu sein, ihre Kinder ausreichend zu versorgen, zu fördern oder zu erziehen. Dies gelingt auch einem Teil der Eltern aus hoch belasteten Familien, allerdings in viel geringerem Ausmaß.

Im Hinblick auf den Anteil von Familien mit hoher Belastung an der Gesamtbevölkerung stellen die Stichprobenanteile der Vertiefungsstudie keine exakte Schätzung dar, da bei der Aushebung ein Over-Sampling der hoch belasteten Familien erfolgte, was letztlich zu einem Anteil von 28 % führte. Nimmt man alle potenziell verfügbaren Daten der Pilotstichprobe, so ist deren Anteil mit knapp 24 % etwas verringert, aber trotzdem noch relativ hoch, wobei zwischen den beiden Standorten mit 33 und 20 % große Unterschiede bestehen. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass die beiden Standorte gerade wegen ihres hohen Risikopotenzials ausgewählt wurden.

Somit wird durch diese Zahlen der Anteil hoch belasteter Familien in der Gesamtpopulation wahrscheinlich überschätzt. Andererseits ist zu bedenken, dass gerade hoch belastete Familien eine geringere Teilnahmebereitschaft zeigen (was auch in einer erhöhten Drop-out-Rate deutlich wurde). Damit ist denkbar, dass ein relevanter Anteil hoch belasteter Familien bei diesen Schätzungen nicht berücksichtigt ist.

Wie nahe auch immer die Zahlen an der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind: An den Anteilen hoch belasteter Familien an den gewählten Standorten wird deutlich, dass es Kommunen oder Städte gibt, in denen mit Anteilen von hoch belasteten Familien im vorliegenden Ausmaß von etwa einem Viertel gerechnet werden muss.

Betrachtet man die deutlichen Entwicklungsdefizite und das bereits frühe Problemverhalten der Kleinkinder in der Gruppe mit hoher Risikobelastung, so kann man vorhersehen, dass hier langfristig für das Sozialsystem und die Krankenkassen hohe Kosten kumulieren werden. Dies spricht für frühe präventive Maßnahmen, um diese Kosten von vornherein zu begrenzen.

Bei der quantitativen Berechnung der Risikowerte, die maßgeblich für die Zuordnung von Risikogruppen verwendet wurden, wurden distale und proximale Risikomerkmale bzw. kindliche, elterliche und familiäre Risikomerkmale in gleicher Weise einbezogen. Obwohl sich in Anbetracht der Befunde die daraus resultierende Risikogruppierung als sehr effizient erwiesen hat, so zeigt sich in Teilanalysen, beispielsweise bezüglich des feinfühligen Elternverhaltens, dass eine Differenzierung im Hinblick auf unterschiedliche Risikomerkmale durchaus zusätzlichen Erkenntniswert haben könnte. Hier bieten die vorliegenden Daten ein hohes Potenzial für weiterführende Analysen.

Nimmt man das Beispiel feinfühligen Elternverhaltens, so kann ein verringertes feinfühliges Elternverhalten in der Vertiefungsstudie vorwiegend durch distale Risikomerkmale vorhergesagt werden. Dies sind vorwiegend strukturelle und wahrscheinlich eher schwer zu verändernde Merkmale des Lebenskontexts, die das Vorliegen elterlicher Verhaltenskompetenzen oder die Fähigkeit, bestehende Kompetenzen anwenden zu können, nachhaltig beeinflussen. Nachdem sich strukturelle Merkmale nicht ohne Weiteres nachhaltig werden verändern lassen, zeigt sich gerade hier die Notwendigkeit, deren negative Einwirkung auf das elterliche Verhalten zu verhindern oder bestehende Elternverhaltenskompetenzen wieder verfügbar zu machen. Ebenso ist es notwendig, dass spezifische elterliche Verhaltenskompetenzen durch Trainingsmaßnahmen, wie sie auch im Rahmen der Frühen Hilfen angeboten werden, neu erarbeitet werden können, wenn diese möglicherweise aufgrund erheblicher Entwicklungseinschränkungen der Eltern fehlen oder nur unzureichend ausgebildet sind.

3.1.2 Wo sollen Präventions- und Interventionsmaßnahmen ansetzen?

Die Befunde der Vertiefungsstudie verweisen auf vielfältige und dauerhafte negative Effekte familiärer Belastung auf unterschiedlichen Ebenen. So sind zum einen ganz offensichtlich Auswirkungen auf eine Reihe von kindlichen Entwicklungsmerkmalen nachzuweisen. Zum anderen zeigen sich Effekte familiärer Belastung auch im elterlichen Verhalten und im erlebten Elternstress. Genauso offensichtlich werden die Auswirkungen der familiären Risikobelastung aufseiten der Kinder durch Merkmale und Verhaltensweisen aufseiten der Eltern vermittelt.

Im Hinblick auf präventive oder interventive Maßnahmen lässt sich schlussfolgern, dass Maßnahmen zur Vermeidung oder Unterbrechung ungünstiger Entwicklungsverläufe möglich und angebracht sind. Dies gilt zu spezifischen Zeitpunkten bezogen auf das Alter der Kinder und bei unterschiedlichen beteiligten Personen sowie auf kindlicher, elterlicher und familiärer Ebene. Dabei stellen sich die Fragen, inwieweit Präventionsmaßnahmen oder Interventionen auf den unterschiedlichen Ebenen per se effizient sind, wie sie sich in der Effizienz unterscheiden und inwieweit singuläre Maßnahmen auf einer Ebene ohne Berücksichtigung der anderen Ebenen überhaupt sinnvoll sind.

3.1.2.1 Ebene der Risikofaktoren

Entwicklungsdefizite können schon alleine durch Informationen über das Ausmaß der vorliegenden Risikofaktoren vorhergesagt werden. Wenn familiäre Belastung zu kindlichen Entwicklungsdefiziten in vielen Bereichen führt und die Belastung durch ein erhöhtes Ausmaß an Risikofaktoren in der Lebenswelt der Familien definiert ist, besteht eine primäre Prävention in einer Minimierung der Anzahl der Risikofaktoren für (werdende) Familien. Hier liegt sicher auch eine sozialpolitische Verantwortung vor, durch gesellschaftspolitische Maßnahmen die ökonomische Situation von Familien zu unterstützen, Erwachsenen schon vor der Elternphase Bildungs- bzw. Weiterbildungsmöglichkeiten anzubieten und medizinische, psychiatrische und psychotherapeutische Hilfen zu ermöglichen, um distale Risiken zu verringern.

Allerdings führt die Verbesserung ökonomischer Bedingungen alleine sicher nicht in der Mehrzahl der Fälle zu einer besseren Fürsorgesituation für Kinder und verringert nicht einfach die diversen Entwicklungsdefizite. Der vermittelnde Mechanismus führt, wie diese Vertiefungsstudie zeigt, über das emotional fürsorgliche, Autonomie und Kognition fördernde und erzieherische Verhalten der Eltern und die zum Interventionszeitpunkt bereits entwickelten Verhaltenstendenzen beim Kind. Deshalb müssen Prävention und Intervention sich auf die direkte Beeinflussung von Kind und Bezugsperson beziehen, wie im Folgenden ausgeführt wird.

3.1.2.2 Kindesbezogene Ebene

Bei den multiplen Effekten familiärer Belastung auf die kindlichen Entwicklungsergebnisse können Überlegungen zunächst im Hinblick auf präventive oder interventive Maßnahmen direkt bei den Kindern angestellt werden. Diese zielen darauf ab,

a) negative Entwicklungsverläufe zu vermeiden,
b) bei gegebenen Entwicklungsdefiziten Aufholprozesse in Gang zu setzen und
c) eine Rückkehr zu einem normalen Entwicklungsverlauf zu ermöglichen.

Dies könnten Maßnahmen der Frühförderung von Kindern sein bzw. frühe Bildungsmaßnahmen, die Bestandteil einer extrafamiliären Fremdbetreuung von Kindern in Kinderkrippen bzw. Kindertagesstätten sind. Sie können aber auch im Rahmen von Mutter-Kind-Gruppen angeboten werden, was zusätzlich die Möglichkeit zur Vernetzung von Müttern mit möglicherweise daraus resultierender Unterstützung bietet.

Hier ist zwischen Merkmalen zu unterscheiden, die direkt beziehungsbezogen sind (d. h. bei denen die Entwicklung in unmittelbarer Wechselwirkung mit der Bezugsperson erfolgt bzw. die Beteiligung der Bezugsperson erforderlich ist), und solchen, bei denen eine Unterstützung der Entwicklung auch durch familienexterne Instanzen gewährleistet werden kann. Letzteres könnte beispielsweise die sprachlich-kognitive Entwicklung betreffen. Direkt kindesbezogene Maßnahmen sind im Kleinkindalter bei solchen Merkmalen wahrscheinlich nur sinnvoll, wenn Eltern nicht in der Lage sind, auch nur ein Mindestmaß an Stimulation, Anregung und Förderung anzubieten. Dies ist der Fall, wenn bei den Eltern ein klares Förderdefizit vorliegt, wenn sie unter sozio-ökonomischer Belastung weniger Ressourcen zur direkten Förderung der Kinder zur Verfügung haben bzw. wenn sie bestehende Ressourcen nicht anwenden können.

Eine extrafamiliäre Betreuung könnte bei hoher familiärer Belastung zusätzlich die Eltern emotional entlasten. Damit könnte sie möglicherweise dazu beitragen, dass diese ihre gegebenenfalls vorhandenen Kompetenzen im häuslichen Kontext leichter wieder anwenden können, sodass die Zeit der Kinder bei den Eltern zusätzliche förderliche Erfahrungen ermöglicht. Wichtig wäre aber gleichzeitig, dass die extrafamiliäre Betreuung ohne zusätzliche finanzielle Belastung der Eltern angeboten wird, da möglicherweise resultierende Entlastungseffekte durch eine höhere ökonomische Belastung (und damit einen weiteren Risikofaktor) wieder zunichte gemacht werden.

Weniger sinnvoll sind kindesbezogene Maßnahmen im Kleinkindalter dann, wenn sie sich auf Merkmale emotionaler Regulationsfähigkeit beziehen, die in Interaktion mit den Eltern erlernt werden und wesentlicher Bestandteil der Eltern-Kind-Beziehung sind. Auch wenn Bindungsbeziehungen zu anderen Personen Schutzfaktoren in der Entwicklung darstellen können, so können Bindungsbeziehungen in Fremdbetreuungen die Funktion von Elternbeziehungen nicht ohne Weiteres ersetzen. Bei zu erwartenden Defiziten in sozial-emotionalen Regulationskompetenzen ist somit die Einbeziehung der primären Bezugspersonen des Kindes dringend erforderlich. Rein kindesbezogene Maßnahmen erscheinen demnach nur dann sinnvoll, wenn sie ergänzend stattfinden.

3.1.2.3 Elternbezogene Ebene

Folgen familiärer Belastung können nach Vernon-Feagans u. a. (2013) sein, dass

a) materielle und soziale Ressourcen zur Anregung und Förderung des Kindes nur in eingeschränktem Maße verfügbar sind und
b) es zu Einschränkungen in der Qualität der elterlichen Interaktions- und Beziehungsqualität kommt.

Dies kann einerseits zu Förderdefiziten oder andererseits zu Defiziten in der emotionalen Sicherheit der Kinder führen, die sie darin beeinträchtigt, vorliegende Entwicklungspotenziale auch umsetzen zu können.

Sozialisationsbedingte Entwicklungseffekte können entstehen, weil Eltern durch ihr förderliches, domänenspezifisches Verhalten direkt die Entwicklung kindlicher Verhaltenskompetenzen (beispielsweise im sprachlich-kognitiven Bereich) unterstützen. Sie können aber auch dadurch erfolgen, dass Eltern für das Kind emotional verfügbar sind und ihm emotionale Sicherheit bzw. eine sichere Basis vermitteln, auf deren Hintergrund es explorieren kann (positive soziale und kognitive Erfahrungen macht) und sich deswegen kognitiv und motivational positiv entwickelt. Dies wird aus theoretischer Sicht durch das Konzept der Bindungs-Explorations-Balance erklärt. Eine Förderung würde hier auf indirektem Wege erfolgen. Ungünstige Entwicklungsergebnisse können also aufgrund mangelnder Förderung bzw. Förderungsressourcen der Eltern entstehen oder aufgrund eines Defizits an emotionaler Unterstützung für das Kind.

Elternbezogene Präventions- bzw. Interventionsmaßnahmen können direkt auf das Verhalten der Eltern bzw. dessen Veränderung durch Trainings zielen. Sie können aber auch auf eine Belastungsreduktion oder die Verbesserung der allgemeinen Emotionsregulationsfähigkeiten hinzielen (ausgehend davon, dass elterlicher Stress bzw. Belastung die Anwendung von Verhaltenskompetenzen beeinträchtigen) oder schließlich im Sinne von Schutzfaktoren Unterstützung für die Eltern anbieten.

3.1.3 Effekte im Elternverhalten: Konsequenzen für die Praxis

Die Vertiefungsstudie zeigt deutlich, dass familiäre Belastung die Qualität elterlicher Unterstützung beeinträchtigt, also die elterliche Feinfühligkeit und die feinfühlige Autonomieunterstützung des Kindes. Dabei wird ein Schwellenwerteffekt deutlich, da die Beeinträchtigung erst bei hoher familiärer Belastung, also bei vier und mehr erfüllten Risikoindizes erkennbar ist. Bei fehlender und mittlerer Belastung liegen bei den Bezugspersonen hingegen durchschnittliche bis überdurchschnittliche Feinfühligkeitswerte vor. Die Befunde deuten zudem bei der Feinfühligkeit im Fürsorgebereich auf einen kumulativen Effekt über die Zeit hin, sodass die Unterschiede im Verlauf der Zeit immer größer werden. Bei den nicht oder wenig belasteten Familien ist eine Konsolidierung zu beobachten, während dies bei den hoch belasteten Familien nicht erkennbar ist und möglicherweise sogar ein gegenteiliger Trend vorliegt.

Zur Konsolidierung tragen hier möglicherweise bei:

- elterliche Erfahrungen mit dem Kind und damit einhergehende verbesserte elterliche Routine und Kompetenzen,
- die fortschreitende, altersbedingte kindliche Kompetenzentwicklung, aus der eine Verringerung der emotionalen Anforderungen an die Eltern resultiert,
- Wechselwirkungen zwischen kindlichen Kompetenzen und elterlichen Ressourcen, wenn man den auch in dieser Studie sehr deutlichen Einfluss des elterlichen Verhaltens auf die kindliche Kompetenzentwicklung berücksichtigt.

Die Kinder von Familien mit mehr Feinfühligkeit und Autonomieförderung sind kognitiv weiter entwickelt, ausdauernder im Spiel, leichter lenkbar und haben weniger Verhaltensprobleme. Ihre Eltern sind somit seltener stark herausgefordert.

Elternverhalten (sowohl emotionale Feinfühligkeit als auch feinfühlige Autonomieförderung) erweist sich in der vorliegenden Studie nicht nur als abhängig von familiärer Belastung, sondern insbesondere als Mediator oder Moderator des Einflusses der Belastung auf die Entwicklung ganz unterschiedlicher kindlicher Kompetenzen. Feinfühligkeit im Fürsorgebereich wirkt als vermittelnder Faktor (Mediator) familiärer Belastung auf die sprachlich-kognitive Entwicklung und auf die Entwicklung von Bindungssicherheit. Feinfühlige Autonomieförderung wirkt als vermittelnder Faktor auf das internalisierende und externalisierende Problemverhalten der Kinder. Elterliches Verhalten fungiert darüber hinaus als Mediator für Einflüsse von Elternstress auf die kognitive Entwicklung.

Im Hinblick auf Moderator-Effekte ergaben sich für Bindungssicherheit auch Hinweise auf die Schutzfunktion von feinfühligem Elternverhalten bei gegebener hoher Belastung. Dies zeigte sich darin, dass der Einfluss hoher Belastung auf die Bindungssicherheit bei hoher Feinfühligkeit nicht zum Tragen kam.

Die Funktion feinfühlig-fürsorglichen und feinfühlig-autonomiefördernden Elternverhaltens sowohl als Mediator von Belastungseinflüssen als auch als Schutzfaktor bei hoher Belastung verweist auf die Notwendigkeit und sehr wahrscheinlich hohe Effizi-

enz von Maßnahmen, die hier ansetzen, um positive kindliche Entwicklungsverläufe zu gewährleisten.

Im Hinblick auf mögliche Präventions- oder Interventionsmaßnahmen haben die Befunde Konsequenzen für deren Zeitpunkt, deren zeitlichen Umfang bzw. Dauer und die Art der Maßnahme.

3.1.3.1 Zeitpunkt der Präventions-/Interventionsmaßnahmen

Die Befunde sprechen für möglichst frühzeitige Präventionsmaßnahmen. Der erste Messzeitpunkt der Vertiefungsstudie liegt bei etwa zwölf Monaten. Für vorausgehende Altersabschnitte im ersten Lebensjahr liegen keine Daten vor. Die Befunde zeigen allerdings, dass die Effekte vorheriger hoher familiärer Belastung im Alter von zwölf Monaten bereits deutlich nachweisbar sind. Sie sind also entweder in der vorausgehenden Entwicklungsphase entstanden oder waren möglicherweise bei erheblichen eigenen Entwicklungseinschränkungen der Eltern von vornherein gegeben. Aus einer Studie zu den Frühen Hilfen (Bovenschen u. a. 2012) wissen wir, dass bei Müttern und Familien mit hoher (psychosozialer) Risikobelastung bereits kurz nach der Geburt leicht verminderte Feinfühligkeitswerte im Vergleich zur Kontrollgruppe festgestellt werden konnten. Diese Unterschiede zeigten sich ohne Interventionen im Verlauf der ersten drei Monate immer deutlicher (aufgrund eines weiteren Absinkens der Feinfühligkeitswerte in der hoch belasteten Gruppe). Dieses Auseinanderklaffen der Schere deutet sich auch in der Vertiefungsstudie an.

Dies spricht klar für eine Frühdiagnostik von familiären Risikomerkmalen analog zu dieser Studie, eventuell bereits während der Schwangerschaft, und für möglichst früh einsetzende Präventions- bzw. Interventionsmaßnahmen, um möglicherweise von Anfang an bestehende Defizite im Elternverhalten zu beheben bzw. deren Entstehung zu verhindern. Entsprechende Vorstellungen sind wesentliche Bestandteile vieler Programme innerhalb der Frühen Hilfen.

Eine Forderung nach möglichst früher Diagnostik und Prävention oder Intervention schließt allerdings spätere Interventionen nicht aus. Die Befunde aus der Vertiefungsstudie sprechen für frühe Weichenstellungen im Hinblick auf die kindliche Entwicklung, gleichzeitig aber gegen Vorstellungen eines frühkindlichen Entwicklungsdeterminismus. So zeigte sich sowohl im Hinblick auf Elternverhalten als auch im Hinblick auf kindliche Entwicklungsmerkmale bei gegebener Stabilität interindividueller Unterschiede deutlich eine – mehr oder weniger starke – Entwicklungsdynamik im untersuchten Altersbereich. Dies zeigt sich einerseits darin, dass zwar relativ früh (im untersuchten Altersbereich in der ersten Hälfte des zweiten Lebensjahres, wahrscheinlich auch schon im ersten Lebensjahr) eine Stabilität individueller Unterschiede gegeben ist, allerdings oft in eher moderatem Ausmaß. Andererseits werden diese Unterschiede zwischen den Familien nachfolgend deutlich stabiler (ab der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres). Gleichzeitig deuten sich in der Vertiefungsstudie wiederholt spezifische Entwicklungsverläufe für die unterschiedlichen Risikogruppen an, insbesondere bezüglich des Elternverhaltens. Auch wenn somit individuelle Unterschiede im Elternverhalten und in kindlichen Entwicklungsmerkmalen schon sehr früh gegeben sind oder früh entstehen, so ist die Entwicklung am Ende des ersten Lebensjahres beileibe nicht abgeschlossen. Sie unterliegt weiterhin einer Dynamik, was erwarten lässt, dass Veränderungen in spezifischen Einflussparametern auch zu Veränderungen in individuellen Entwicklungsmerkmalen führen können.

So zeigt sich beispielsweise deutlich, dass trotz des negativen Einflusses hoher familiärer Risikobelastung auf die Entwicklung von Bindungssicherheit (mediiert durch elterliche Feinfühligkeit) dieser Effekt gerade dann nicht zum Tragen kommt, wenn es den Bezugspersonen gelingt, trotzdem feinfühliges Verhalten an den Tag zu legen. Würde man Änderungen im feinfühligen elterlichen Verhalten durch eine Intervention bewirken, wäre eine solche Schutzfunktion in ähnlicher Weise zu erwarten.

3.1.3.2 Interventionsdauer

Frühe Präventions- oder Interventionsmaßnahmen sind indiziert, wenn man Fehlentwicklungen von Anfang an vermeiden möchte oder wenn man davon ausgeht, dass gerade früh entstehende Entwicklungsdefizite sehr tiefgreifend sind oder später nur schwer behoben werden können. Hier stellt sich die Frage nach der notwendigen Dauer bzw. dem Ausmaß von Maßnahmen.

In der Bindungsforschung wurden unterschiedliche Interventionsmethoden entwickelt, die letztlich auf eine Gewährleistung der Entwicklung bzw. die Wiederherstellung einer sicheren Bindung beim Kind zielen. Ein Großteil dieser Methoden beinhaltet Verfahren zur Verhaltensmodifikation aufseiten der Bezugspersonen des Kindes im Hinblick auf feinfühliges Elternverhalten. Dies wird einerseits durch videobasierte Verhaltenstrainings (Ziegenhain u. a. 2006, Bovenschen u. a. 2012) oder simultane Rückmeldung (»Attachment and Biobehavioral Catch-Up«, Dozier u. a. 2006) erreicht. Andererseits wird versucht, durch Arbeit an den (Bindungs-)Repräsentationen der Eltern oder durch Einbindung in soziale Netzwerke Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Eltern feinfühliges Verhalten besser umsetzen können (»Steps Toward Effective Enjoyable Parenting (STEEP)«, Suess u. a. 2016). Entsprechende Ansätze wurden auch in den Frühe-Hilfen-Programmen in Deutschland angewandt (z. B. »Guter Start ins Kinderleben«, STEEP).

Während weitgehend Übereinstimmung besteht, dass Präventionsmaßnahmen möglichst früh im Leben des Kindes eingesetzt werden sollen, gab es in der Bindungsforschung eine kontroverse Diskussion im Hinblick auf die erforderliche Dauer bzw. den notwendigen zeitlichen Umfang solcher Interventionsprogramme. Bakermans-Kranenburg u. a. (2003) plädierten – aufbauend auf einer eigenen Meta-Analyse – im Sinne eines »less is more« eher für kurze, am Verhalten orientierte Programme. Vonseiten des STEEP-Programmes wird jedoch im Sinne eines »more is better« auf die Notwendigkeit langfristiger Unterstützung bei hoch belasteten Familien hingewiesen.

Befunde aus einer eigenen Präventionsstudie im Rahmen des Programms »Guter Start ins Kinderleben« lassen das Prinzip eines »less is more« als eher zweifelhaft erscheinen (vgl. Bovenschen u. a. 2012). Hier zeigte sich zwar zunächst, dass bei Müttern und Familien mit hoher (psychosozialer) Risikobelastung schon im Rahmen einer Kurzzeitintervention in den ersten drei Monaten nach der Geburt des Kindes deutliche Effekte festgestellt werden konnten. Allerdings waren die Effekte nicht nachhaltig, da sie nach Absetzen der Intervention in einer Follow-up-Untersuchung drei Monate später nicht mehr identifiziert werden konnten. Auf die Vertiefungsstudie angewendet würde dies bedeuten, dass nach einer frühen kurzzeitigen Intervention bezüglich des Elternverhaltens in der Gruppe hoch belasteter Familien sehr wahrscheinlich keine Effekte am Ende des ersten Lebensjahres identifiziert werden könnten und somit Effekte auf kindliche Entwicklungsparameter nicht zu erwarten wären. Zu prüfen wäre hier, ob früh-interventive Maßnahmen entweder zeitlich ausgedehnt werden müssen, um nachhaltige Effekte im elterlichen Verhalten zu erreichen, oder auffrischende Sitzungen (Booster-Sessions) in größerem zeitlichen Abstand dazu geeignet wären, die Trainingseffekte aufrechtzuerhalten. Solche Booster-Sessions könnten über längere Entwicklungszeiträume angeboten werden. Sie hätten nicht nur die Funktion der Konsolidierung von Trainingseffekten, sondern würden darüber hinaus Eltern mit hoher Risikobelastung darin unterstützen, neue Anforderungen zu bewältigen, die mit kindlichen Entwicklungsfortschritten und neuen alterstypischen Entwicklungsaufgaben einhergehen.

Die Befunde der Vertiefungsstudie sprechen also für möglichst frühzeitige Präventionsmaßnahmen im Hinblick auf elterliche Verhaltenskompetenzen, lassen aber gleichzeitig beim Auftreten kindlicher Entwicklungsdefizite auch spätere Interventionen als sinnvoll erscheinen.

3.1.3.3 Art der Prävention bzw. Intervention: allgemeine oder spezifische Maßnahmen (»Tailored Prevention«)

Eine Frühdiagnostik der Familien sollte sich allerdings nicht darauf beschränken, ob bzw. in welchem Ausmaß Risikofaktoren vorliegen und Risikobelastungen gegeben sind. Sie sollte außerdem darüber hinaus zu einer Einschätzung im Hinblick auf spezifische Bereiche oder Schwerpunkte der Risikobelastung kommen und feststellen, wo sich Effekte des Risikostatus aufseiten der Eltern konkret zeigen.

Auch in der Studie von Bovenschen u. a. (2012) gab es Hinweise auf probandenspezifische Effekte, nach denen die Effizienz im Sinne einer Passung zwischen Intervention und Merkmalen aufseiten der

Mütter unterschiedlich sein kann. Möglicherweise spielt es eine Rolle, inwieweit die Bezugspersonen elterliche Verhaltenskompetenzen zwar haben, diese aber aufgrund von Belastungen nicht zur Anwendung kommen (also Kompetenzen anzunehmen sind, aber Performanz-Probleme vorliegen), oder ob grundsätzliche Verhaltensdefizite bei den Eltern (also Kompetenzprobleme) vorliegen, sodass Verhaltenskompetenzen erst erlernt werden müssen. Im ersten Fall könnten Kurzzeitinterventionen möglicherweise vorliegende Belastungen und damit Barrieren für die Anwendung elterlicher Verhaltenskompetenzen beheben. Im zweiten Fall sind wahrscheinlich langfristige Unterstützungsmaßnahmen geeigneter, um auch langfristige und nachhaltige Effekte zu erzielen.

Die deutschen Präventionsprogramme im Rahmen der Frühen Hilfen waren eher genereller Natur und die Evaluationsbefunde eher gemischt und teilweise enttäuschend. Taubner u. a. (2015) berichteten in ihrer Metaanalyse nur kleine Effekte im Hinblick auf mütterliche Belastung und nur kleine, teilweise fehlende Effekte im Hinblick auf mütterliche Kompetenzen. Gleichzeitig zeigten sich keine relevanten Effektgrößen im Hinblick auf kindliche Entwicklungsmerkmale. Für diese Befunde gibt es unserer Meinung nach zwei wesentliche Gründe. Zum einen wurde der Risikostatus in den meisten Fällen allgemein erfasst, und somit wurden spezifische Risiko- und Schutzfaktoren nicht berücksichtigt. Zum anderen erhielten alle Familien in den Programmen dieselbe Präventions- bzw. Interventionsmaßnahme unabhängig vom individuellen Risikoprofil. Möglicherweise wurden vorliegende Effekte durch die fehlende Passung der Intervention an die Probleme der Familien überdeckt. Die Programme waren möglicherweise in einigen Familien effektiv, nicht aber in anderen, was insgesamt zu geringen Gesamteffekten führt. Tatsächlich ergaben sich in der Metaanalyse Hinweise auf die Bedeutung individueller Risikoprofile (Evers/Cierpka 2015; Bovenschen u. a. 2012).

Folglich sollten Präventions- und Interventionsprogramme für Familien auf ihre spezifischen Bedürfnisse abhängig von ihren individuellen Risikoprofilen zugeschnitten werden (Manne u. a. 2010). So könnten beispielsweise Eltern mit vorhandenen elterlichen Verhaltenskompetenzen durch spezifische Belastungen (beispielsweise einem schwierigen Temperament des Kindes, Partnerkonflikte oder ökonomische Probleme) darin eingeschränkt sein, ihre Kompetenzen anzuwenden. Solche Eltern könnten von Maßnahmen profitieren, in denen sie zum Beispiel Stressbewältigungsstrategien erlernen oder in denen sie diesbezüglich spezifische Unterstützung erhalten. Andererseits könnten Eltern mit konkreten Defiziten in elterlichen Verhaltenskompetenzen von einschlägigen Verhaltenstrainings profitieren: beispielsweise im Hinblick auf fürsorgliche Feinfühligkeit, die die Entwicklung einer sicheren Bindung begünstigt, oder im Hinblick auf feinfühlige Autonomieunterstützung, die das Kind befähigt, seine Emotionen in der Exploration und Auseinandersetzung mit seiner Umwelt zu regulieren.

Somit sollte eine Frühdiagnostik nicht nur auf die Feststellung der Risikobelastung abzielen, sondern insbesondere zugrundliegende Risikoprofile beschreiben, die die Art der Belastung sowie die damit einhergehenden Defizite beinhaltet. Interventionsangebote können dann familienspezifisch auf die vorhandenen Ressourcen und Defizite (als »Tailored Prevention«) angeboten werden. Dies würde vermutlich effektiver und kostengünstiger wirken als allgemeine Interventionsangebote.

3.2 Beispiele

3.2.1 Bindungssicherheit als Mediator des Einflusses familiärer Belastung auf die kindliche Kompetenzentwicklung, Bindungssicherheit als Schutzfaktor

Die Befunde zur Bindungssicherheit zeigen,

a) dass die Wahrscheinlichkeit, eine sichere Bindung zu entwickeln, bei Kindern aus hoch belasteten Familien stark vermindert ist,
b) dass das elterliche Interaktionsverhalten, insbesondere die elterliche Feinfühligkeit, wesentlich zur Entstehung von Bindungssicherheit beiträgt bzw. der Effekt hoher Risikobelastung in der Familie über das feinfühlige Verhalten der Eltern mediiert wird.

Wesentlich dabei ist, dass es keine deterministische Reaktionskette von familiärer Belastung über geringe Feinfühligkeit zu Bindungsuntersicherheit gibt, sondern dass der Risikoeffekt durch feinfühliges elterliches Verhalten unterbunden werden kann. Das bedeutet, dass die Bezugspersonen durch responsives Verhalten das Kind von einer gegebenen hohen Risikobelastung abschirmen können.

Auch hier zeichnen sich keine einfachen linearen Effekte der Anzahl der Risikofaktoren ab: Geringere Werte in der Bindungssicherheit (die typischerweise bei unsicher gebundenen Kindern vorliegen) sind erst bei hoher familiärer Belastung erkennbar, bei fehlender und mittlerer Belastung liegen überdurchschnittliche mit Bindungssicherheit einhergehende Werte vor. Die Unterschiede zwischen den drei Risikogruppen im Hinblick auf Bindungssicherheit sind in der Vertiefungsstudie von Anfang an gegeben und bleiben über die Messzeitpunkte und die beiden Kohorten hinweg stabil. Auch wenn die Stabilität der Bindungssicherheit in der älteren Kohorte größer ist, so scheinen differenzielle Veränderungen über das Alter hinweg nicht durch den Risikostatus vorhersagbar zu sein.

Die Tatsache, dass bei den Kindern schon mit einem Jahr Unterschiede im Ausmaß der Bindungssicherheit bestehen, ist im Einklang sowohl mit theoretischen Annahmen als auch mit empirischen Befunden zur Bindungsentwicklung. Demnach entstehen die Unterschiede im Verlauf des ersten Lebensjahres auf Basis der spezifischen kindlichen Erfahrungen mit seiner Bezugsperson. Sroufe (1979) betrachtet die Entwicklung einer sicheren Bindung als zentrale Entwicklungsthematik in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres. Dabei war die Vorhersage von Bindungssicherheit aus der Feinfühligkeit sowohl in der ersten als auch in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres möglich (Spangler 1992; Grossmann u. a. 1985; Ainsworth u. a. 1978).

Im Hinblick auf mögliche Interventionen haben die Befunde Konsequenzen für den Zeitpunkt von Präventions- und Interventionsmaßnahmen, den zeitlichen Umfang und die zeitliche Ausdehnung solcher Maßnahmen.

Präventionsmaßnahmen sollten im altersgemäß der Entwicklungsthematik vorausgehenden Zeitraum erfolgen, um von vornherein die Wahrscheinlichkeit der Entwicklung einer sicheren Bindung zu erhöhen. Aber auch später sind bei gegebener Bindungsunsicherheit Interventionen möglich. Aus dem konstanten negativen Effekt der hohen familiären Belastung auf die Bindungssicherheit kann nicht auf frühkindlichen Determinismus geschlossen werden, da zum einen die Stabilität individueller Unterschiede in der ersten Hälfte des zweiten Lebensjahres noch mäßig ist und erst anschließend ansteigt. Zum anderen kann die Stabilität in der Bindungssicherheit auch darauf basieren, dass das elterliche Verhalten als wesentliche Grundlage seinerseits eine relativ hohe altersübergreifende Stabilität aufweist.

Präventionsmaßnahmen sollten sich hier insbesondere auf das feinfühlige elterliche Verhalten als einen Schutzfaktor richten. Dies lässt sich aus dem Moderator-Effekt deutlich ableiten, nach dem bei gegebener Feinfühligkeit die Risikobelastung keine negativen Konsequenzen für die Bindungssicherheit hat. Auch bei schon bestehenden negativen Effekten sollten Interventionen sich auf das elterliche Verhalten richten, da das Kind dann mit den Eltern andere Erfahrungen – nun von emotionaler Verfügbarkeit und Responsivität – machen kann und somit Änderungen des inneren Arbeitsmodells von Bindung zu erwarten sind.

Gut evaluierte Methoden für Feinfühligkeitstrainings liegen bereits vor, im deutschsprachigen Raum beispielsweise innerhalb des Konzepts der »Entwicklungspsychologischen Beratung« (Ziegenhain u. a. 2006), welches ein videobasiertes Feedback-Verfahren beinhaltet. Eine interessante Alternative wäre ein in den USA von Dozier u. a. (2006) entwickeltes Verfahren, bei dem das Verhaltenstraining durch simultane Kommentierung der kindlichen Bedürfnisse und des elterlichen Verhaltens bzw. deren Passung im konkreten Interaktionskontext erfolgt.

3.2.2 Kindliche Autonomie, Emotionsregulation und Problemverhalten: die Rolle autonomieförderlichen Elternverhaltens

In der Vertiefungsstudie konnte gezeigt werden, dass das Ausmaß psychosozialer Belastungen von Familien die Autonomieentwicklung von Kleinkindern in den ersten Lebensjahren nicht bedeutsam beeinflusst. Autonomie als eine frühe Entwicklungsthematik für das zweite bis dritte Lebensjahr gleich nach dem ersten Bindungsaufbau (Zimmermann 2000) scheint eine wichtige alterstypische Ressource der Kinder darzustellen.

Autonomie beschreibt die Selbstregulation von Menschen, also das Bedürfnis und die Fähigkeit, eigene Ideen und Absichten zu entwickeln und verfolgen, und gilt als Grundvoraussetzung für intrinsische Motivation. Das Autonomiebedürfnis von Kindern kann durch Einschränkungen oder Förderung beeinflusst werden. Förderung, Erziehung und Sozialisation von Kindern können dazu führen, dass bei Berücksichtigung ihres Autonomiebedürfnisses die Ziele der Familie und der Gesellschaft auch zu ihren Zielen, also integriert werden (Deci/Ryan 2000). Autonomie bedeutet nicht notwendigerweise, etwas gegen die soziale Umwelt zu tun, sondern auch, zu lernen, eigene momentane Ziele mit den Interessen der sozialen Umwelt in Einklang zu bringen, eventuell nacheinander oder durch Aushandeln von Zielen.

Bei feinfühliger Förderung von Autonomie kann das Kind kooperative Autonomie lernen, also Ziele zu verfolgen, etwas von sich aus lernen oder erkunden zu wollen und sich bei Einschränkungen durch die soziale Umwelt lenken zu lassen oder etwas auszuhandeln. Wird das Kind in seiner Autonomie intrusiv unterbrochen oder stets gehemmt, so wird es sich eher passiv verhalten oder aber feindselige Autonomie entwickeln, also oppositionell und schwer lenkbar werden. In der Vertiefungsstudie zeigte sich, dass feinfühlige Autonomieförderung durch die Bezugsperson beim Kind mit mehr Folgsamkeit und weniger Trotz bei einer Einschränkung der Autonomie (Aufräumen) sowie mit höherem Spielinteresse einhergeht. Somit zeigen sich hier klare Einflussmöglichkeiten der Bezugspersonen.

Interessanterweise erwies sich in der Vertiefungsstudie die Autonomie in der frühen Kindheit noch als relativ robust gegenüber Risikoeinflüssen. Unabhängig von der Belastungslage der Familie zeigen Kinder in der frühen Kindheit in Spielinteraktionen mit ihren Bezugspersonen viele autonome, eigenständige Spielideen, haben sichtlich Freude am Spiel und sind relativ lange und sehr aufmerksam bei der Sache. Dies ist eine wichtige Voraussetzung aufseiten der Kinder, um Bildungs- oder Förderangebote anzunehmen.

Auch in einer anderen alltagsnahen Situation, in der die Autonomie der Kinder herausgefordert wird, da die Eltern eine Anforderung an das Kind stellen (z. B. Aufräumen), wenn das Kind gerade etwas anderes tun möchte, zeigen sich keine negativen Einflüsse des Ausmaßes an psychosozialer familiärer Belastung auf die Autonomieverhaltensweisen der Kinder. Unabhängig von der Belastungslage der Familie zeigen Kinder ein vergleichbares Ausmaß an Gehorsam, Trotz, Widerspruch oder passivem Ignorieren der Anforderungen der Eltern. Belastende Lebensumstände der Familien bewirken somit nicht direkt, dass Kinder in den ersten zwei Lebensjahren für die Eltern schwierig oder leicht lenkbar sind. Es sind andere Faktoren, die hier wirken, und es bleibt offen, ob generell der Autonomiebereich der Kinder durch belastende Lebensumstände unbeeinflusst bleibt oder ob dies nur in den ersten beiden Lebensjahren der Fall ist. Dies ist ja die Phase, in der die Autonomie erst noch geformt wird, entweder zu einer eher kooperativen Form von Autonomie, die zur Selbstständigkeit beiträgt, oder einer trotzigen, feindseligen Art der Autonomie, die Betreuungspersonen vor große Herausforderungen in der Steuerung der Kinder stellt.

Der Autonomiebereich der Kinder kann somit bei Interventionen im Bereich der Frühen Hilfen im Alter zwischen 12 und 24 Monaten sehr gut als Ressource genutzt werden. Autonomie stellt ein grundlegendes psychologisches Grundbedürfnis dar (neben Kompetenz und Zugehörigkeit) und sollte im Rahmen der Frühen Hilfen entsprechend berücksichtigt werden, da sie in Verbindung mit späterem Wohlbefinden und Gesundheit steht (Deci/Ryan 2000). Auch bei Kindern aus hoch belasteten familiären Lebenslagen ist in den ersten zweieinhalb Lebensjahren die Bereitschaft für gemeinsames Spiel und Aktivitäten mit den Bezugspersonen sehr hoch, selbst wenn sie mit Regeleinhaltung verbunden sind. Will man Eltern oder Bezugspersonen von Kleinkindern das Gefühl vermitteln, dass sie mit ihrem Kind eine positive und effektive Interaktion gestalten können, und somit ihre Selbstwirksamkeit als Eltern erhöhen, so kann man diese Bereitschaft der Kinder für die Interaktionsgestaltung nutzen. Dies wäre gerade für die ersten Interventionsschritte der Frühen Hilfen eine gute Grundlage zur Herstellung gelingender Interaktionen, um dann auch andere Bereiche der Eltern-Kind-Interaktion bei Bedarf zu fördern.

An dieser Stelle scheint also ein vielversprechender Ansatzpunkt für Frühe Hilfen vor allem die Förderung der Autonomieunterstützung durch die Eltern oder Bezugspersonen zu sein, um die Autonomie-Ressource der Kinder in diesem Alter förderlich zu nutzen.

Die Ergebnisse der Vertiefungsstudie zeigen aber auch, dass das feinfühlig-autonomiefördernde Verhalten der *Eltern*, anders als die Autonomie der Kinder, durchaus durch psychosoziale familiäre Belastung beeinflusst wird. Hoch belastete Eltern zeigen sich ihren Kindern gegenüber im Autonomiebereich weniger responsiv, d. h. sie reagieren deutlich weniger häufig, weniger angemessen und weniger effektiv regulierend auf kindliche Interessen, Wünsche, Absichten und Gefühle. Sie loben ihr Kind seltener für erbrachte Leistungen, kooperieren weniger mit ihrem Kind, fordern es deutlich weniger und vor allem deutlich weniger altersangemessen heraus als Eltern, welche kaum psychosozialer Belastung ausgesetzt sind. Das angemessene Elternverhalten im Autonomiebereich wird also deutlich durch die Belastungslage beeinträchtigt und negativ beeinflusst.

Da die Ergebnisse der Vertiefungsstudie zeigen, dass unfeinfühlige Autonomieförderung mit langfristig ansteigendem späterem Problemverhalten der Kinder (z. B. Aggressivität oder Ängstlichkeit) in Zusammenhang steht, ist es notwendig, an dieser Stelle zu intervenieren und die Eltern im Bereich ihrer Autonomieunterstützung der Kinder zu fördern. Elterliche Autonomieunterstützung hat auch langfristige positive Folgen auf die Anpassung der Kinder, z. B. im Bereich der späteren schulischen und sozialen Kompetenzen (Joussemet u. a. 2005).

Besonders schwierige Lebenslagen der Eltern wirken sich also direkt auf wenig feinfühlige Autonomieförderung der Kinder aus. Dies hat einen negativen Einfluss auf die positive und kooperative Autonomie der Kinder und führt langfristig zu mehr Problemverhalten beim Kind. Dies ist ein entscheidender Bereich für die Intervention im Bereich der Frühen Hilfen, vor allem, da sich zeigt, dass elterliche Autonomieförderung über sieben Monate hinweg sehr stabil bleibt. Eltern aus hoch belasteten Familien werden somit nicht einfach durch mehr Erfahrung mit ihrem Kind feinfühliger in ihrer Autonomieförderung, sodass Interventionen in diesem Bereich unmittelbare und langfristig positive Wirkung zeigen würden.

Die feinfühlige Autonomieunterstützung bei den Eltern kann mittels Videofeedback in strukturierten und zielorientierten Spielsituationen und Kontexten gefördert werden, in denen Regeln erlernt werden. Durch die robuste Ressource der Autonomie der Kinder in den ersten zwei Lebensjahren fällt es leicht, im aufgabenbezogenen Spiel positive Interaktionen zu gestalten, in denen Bezugspersonen die aktuellen Fähigkeiten und Neigungen des Kindes genauer kennenlernen. So lernen sie, altersangemessen im Spiel anzuleiten sowie zu loben, und können Wechselseitigkeit beobachten und einüben. Ziel ist es, altersangemessene Herausforderungen in feinfühliger Art und Weise an das Kind zu stellen und ihm bei der Bewältigung der Aufgabe im Spiel Hilfestellung zu geben, sodass es sich dabei bereits früh als eigenständig und kompetent erlebt. Autonomieförderung bedeutet im Altersbereich der Frühen Hilfen nicht, das Kind sich selbst zu überlassen oder es zu schwere Aufgaben alleine lösen zu lassen. Dies führt nicht zu Selbstständigkeit und nicht zu hohem Spielinteresse. Die Kombination aus feinfühliger Herausforderung und altersangemessener Anleitung des Kindes führt dazu, dass es kooperative Autonomie erlernt.

Emotionsregulation in der Familie

Auch das emotionale Miteinander in den Familien wird durch deren psychosoziale Belastung deutlich beeinflusst. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass die Emotionsregulation der Eltern selbst und die ihres Kindes vor allem durch die Belastungslage der Familie beeinflusst werden. Eltern, welche großen

Belastungen ausgesetzt sind, sind weniger gut in der Lage, ihre Emotionen adaptiv zu regulieren, also sich zunächst zu beruhigen und dann nach Lösungen zu suchen. Sie grübeln häufiger auf dysfunktionale Art und Weise über ihre Situation und ihre Emotionen, ohne etwas zu verändern. Vor allem das dysfunktionale Grübeln, auch Rumination genannt, steht in Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen, z. B. Depressionen. Eltern, die ihre negativen Gefühle kaum adaptiv regulieren, erleben langfristig auch mehr Erziehungsstress mit ihrem Kind. Gleichzeitig bieten psychosozial belastete Eltern ihren Kindern seltener Trost, Hilfe oder Ermutigung in Angst auslösenden Situationen an als unbelastete Eltern. Dementsprechend lässt sich auch hier indirekt ein Einfluss auf die kindliche Emotionsregulation sehen. Die Kinder aus belasteten Lebenslagen bleiben mit ihren Ängsten häufiger alleine.

Hieraus lassen sich zwei Ansätze für spezifische Interventionen bei Eltern mit vielen psychosozialen Risiken für die frühe Kindheit ableiten. Zum einen sind Hilfen für psychosozial hoch belastete Eltern für einen effektiven Umgang mit eigenen negativen Emotionen ein wichtiger Schritt, damit die Eltern ihre Kinder langfristig nicht als zunehmende Belastung erleben. Zum anderen sollte ein Fokus der Frühen Hilfen darauf gelegt werden, bei hoch belasteten Eltern zu verstehen, dass sie, wenn sie selbst intensive negative Gefühle erleben und grübeln, seltener ihre Kinder trösten. Dies würde im Sinne eines familienspezifischen Angebots der Frühen Hilfen bei einigen Familien einen Schwerpunkt darauf legen, Eltern im Umgang mit eigenen negativen Emotionen zu stärken, damit sie dann feinfühliger für ihr Kind sein können.

Dies kann auch konstruktiver sein, als der Bezugsperson das Etikett »Depression« zu geben. Wichtig hierbei ist, zu berücksichtigen, dass das Erleben von negativen Gefühlen bei hoch belasteten Eltern positiv zu bewerten ist. Eltern, die z. B. in Angst auslösenden Situationen auch Angst empfinden, sind viel feinfühliger autonomiefördernd als Eltern, die in Angst auslösenden Situationen z. B. Freude empfinden oder die Situation als nicht bedeutsam abtun und minimieren. Ein Training der Emotionsregulation der Bezugspersonen sollte also keinesfalls dazu führen, dass sie keine Emotionen mehr haben. Vielmehr sollten sie Unterstützung erfahren, Situationen, die negative Emotionen auslösen, als bewältigbar zu erleben oder auch anders interpretieren zu können. Dies stärkt die Eltern und macht sie weniger hilflos.

3.2.3 Elternstress und kognitive Entwicklung

3.2.3.1 Wo soll die Förderung ansetzen?

Die psychosoziale Risikobelastung der Familie ist eine von vielen Ursachen für Stressreaktionen bei der primären Bezugsperson. Stressreaktionen können sich dabei auf verschiedenen Ebenen zeigen: durch körperliche Reaktionen (z. B. Erschöpfungszustände), durch Verhalten (z. B. maladaptive Interaktionen mit Familienangehörigen) oder durch Gedanken und Gefühle (z. B. Angst zu versagen oder Gefühle der Hilflosigkeit). Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass mit dem Ausmaß der psychosozialen Risikobelastung der Familie das Erleben von Elternstress bei der primären Bezugsperson steigt. Somit kann sich eine allgemein ungünstige familiäre Lebenslage sehr spezifisch auf das Erleben der Elternrolle (Elternbereich) und des eigenen Kindes (Kindbereich) als Anforderung oder gar Überforderung auswirken. Damit trägt die familiäre Lebenslage also dazu bei, dass aus der Elternschaft eine zusätzliche Quelle der Belastung für die Bezugsperson wird.

Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass sowohl die familiäre Lebenslage als auch das Elternstresserleben zu den Alltagsbelastungen gezählt werden, deren Bedeutsamkeit in den letzten zwanzig Jahren der Stressforschung explizit herausgestellt worden ist. Gerade durch den wiederkehrenden und anhaltenden Charakter erklärt sich die gut dokumentierte abträgliche Wirkung von Alltagsstressoren auf die physische und psychische Gesundheit. Zudem belegen die Daten der Vertiefungsstudie, dass Elternstress mit der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung in Zusammenhang steht und darüber ungünstige Entwicklungen im Bereich Sprache und Kognition vermittelt werden. Damit rückt an dieser Stelle die Bezugsperson des Kindes als Ansatz der Förderung in den Mittelpunkt.

3.2.3.2 Wann soll die Förderung ansetzen?

Die Ergebnisse der Studie untermauern nachdrücklich, dass bereits zu Beginn des zweiten Lebensjahres Effekte auf die sprachlich-kognitive Entwicklung zu erkennen sind, die unmittelbar mit der familiären Lebenslage in Zusammenhang stehen. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt zeigt sich, dass Kinder aus Familien mit hoher Risikobelastung ein signifikant geringeres sprachlich-kognitives Entwicklungsniveau aufweisen als Kinder aus unbelasteten oder mittelgradig belasteten Familien. Allerdings verändert sich dieses Bild noch einmal im Verlauf des zweiten Lebensjahres, und es zeigt sich, dass nunmehr bereits ein mittleres Ausmaß an familiärer Belastung ausreicht, um die Entwicklung im sprachlich-kognitiven Bereich einzuschränken.

Im Prinzip lässt sich also innerhalb des in der Studie fokussierten Entwicklungszeitfensters der ersten Lebensjahre beobachten, dass sich Unterschiede im sprachlich-kognitiven Entwicklungsstand zwischen Kindern aus unbelasteten Familien und Kindern aus belasteten Familien zunehmend ausbauen. Dieser Befund spricht dafür, möglichst frühzeitig geeignete Präventionsmaßnahmen bei Familien mit mittlerer und hoher psychosozialer Belastung effektiv zu implementieren, um dieser bereits vor dem zweiten Lebensjahr einsetzenden Entwicklung entgegenzuwirken. Da die Ergebnisse insbesondere untermauern, dass dem Aufbau einer sicheren Bindung eine zentrale Rolle zukommt (der vor allem im ersten Lebensjahr stattfindet), wäre sogar ein Beginn der Förderung im ersten Lebensjahr des Kindes oder sogar während der Schwangerschaft als präventive Maßnahme sinnvoll.

3.2.3.3 In welchen inhaltlichen Bereichen wäre Förderung sinnvoll?

Die Vertiefungsstudie prüfte mehrere Variablen, von denen anzunehmen ist, dass sie im zweiten Lebensjahr die Wirkung familiärer Belastung auf die Entwicklung des Kindes vermitteln. Stellt sich die Frage nach dem konkreten Bereich, in welchem eine Förderung sinnvoll bzw. primär anzusetzen ist, muss das Ergebnis einer spezifischen Diagnostik der Defizite und Ressourcen der jeweiligen Familie Antwort geben. Eltern mögen über eine geringe Feinfühligkeit im Umgang mit dem eigenen Kind verfügen oder eine geringe Bereitschaft besitzen, es in seinem Autonomiebestreben zu unterstützen. Andererseits mögen Eltern trotz einer grundsätzlich verfügbaren Feinfühligkeit im Umgang mit dem Kind und einer grundsätzlich hohen Bereitschaft zur Förderung seiner Autonomie nicht in der Lage sein, diese Kompetenzen erfolgreich in der alltäglichen Interaktion oder in besonders herausfordernden Alltagssituationen umzusetzen, weil sie eine wiederkehrende und anhaltende Belastung erleben, die sie nicht kontrollieren können. Ein wichtiger Ansatzpunkt für eine Förderung, die in der Lage ist, den Einfluss familiärer Belastung auf kindliche Entwicklung zu unterbrechen, kann in diesem Fall also die Reduktion des Belastungserlebens der primären Bezugspersonen sein. Eine erfolgreiche Reduktion könnte dazu führen, dass die verfügbaren Ressourcen (Feinfühligkeit, Autonomieförderung) dieser Bezugspersonen für die kindliche Entwicklung zum Tragen kommen können.

Eine Förderung mit dem Ziel einer Belastungsreduktion kann dabei zum einen auf der *individuellen Ebene* (d. h. direkt bei den Bewältigungsressourcen der primären Bezugsperson) geschehen oder aber auf der *dyadischen Ebene* (d. h. bei den gemeinsamen Beiträgen beider Bezugspersonen zur Bewältigung von Alltagsbelastungen). Die Lebenspartnerin oder der -partner bzw. das andere Elternteil zählt zu den wichtigsten Quellen sozialer Unterstützung, wobei hier der Schwerpunkt vor allem auf der Qualität der emotionalen Unterstützung liegt. Zudem hat die Forschung im Bereich der dyadischen Stressbewältigung vor allem den Stellenwert der Perspektiven beider Partner auf die einzelnen Beiträge zur Bewältigung von Alltagsstress herausgestellt. Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass soziale Unterstützung einem transaktionalen Prozess entspricht, in welchem eine Unterstützung des Partners (im Vergleich zum eigenen Beitrag zur Bewältigung des Alltags) als solche wahrgenommen werden muss.

Zusätzlich ist bezüglich dieses Förderungsbereichs die *Quelle des Belastungserlebens* zu berücksichtigen. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass bereits ein mittleres Ausmaß an familiärer Belastung ausreicht, um einen substanziellen Anstieg im Elternstresserleben auszulösen. Dieser wirkt sich aber vor allem dann auf den Aufbau der Bindungsqualität und

damit auf die sprachlich-kognitive Entwicklung aus, wenn das Kind als Quelle von Belastung wahrgenommen wird.

3.2.3.4 Wie sollen Förderprogramme aussehen?

Für die Konzeption konkreter und erfolgreicher Fördermaßnahmen im Bereich der Belastungsreduktion aufseiten der Bezugsperson ist es – neben den bereits dargelegten Implikationen, die sich direkt aus der Vertiefungsstudie ergeben – zunächst wichtig, ein theoretisches Modell zur Entstehung von Elternstress zugrunde zu legen. Auf der Basis eines solchen Modells können dann sinnvolle Ansatzpunkte der Förderung strukturiert umgesetzt werden. Aufbauend auf anderen Transaktionalen Modellen geht das Elternstressmodell davon aus, dass Elternstress dann entsteht, wenn Anforderungen im Zusammenhang mit der Elternschaft die als zur Verfügung stehend wahrgenommenen Bewältigungsmöglichkeiten übersteigen. Zudem ist die Entstehung von Stresserleben als ein Prozess mit aufeinander aufbauenden Phasen aufzufassen. Diese beiden theoretischen Grundlagen sollen im Folgenden dabei helfen, deutlich zu machen, dass Elternstress vor allem im subjektiven Erleben von Individuen zum Ausdruck kommt und damit zu einem großen Teil kontrollierbar und modifizierbar ist. Dadurch wird das wichtigste Ziel von Fördermaßnahmen bestimmt, nämlich die Erwartung von Selbstwirksamkeit, d. h. die Überzeugung, dass eigene Bemühungen zu stressfreieren Bedingungen führen.

Vermeidung von Stressreaktionen

Beispiel: *Frau Gries und Frau Jenning sitzen beim Kinderturnen nebeneinander auf der Bank und beobachten ihre beiden Söhne. Während der Sohn von Frau Gries voller Energie und unbändig durch die Halle rennt und alle möglichen Geräte ausprobiert, die zur Verfügung gestellt werden, steht der Sohn von Frau Jenning in ihrer Nähe und beobachtet die anderen Kinder. Kommt ihm ein anderes Kind zu nahe, nähert der Junge sich schnell seiner Mutter und klammert sich an ihr Bein. Frau Gries wäre froh, wenn ihr Sohn sich einmal so zurücknehmen würde, während Frau Jenning versucht, ihren Sohn zu ermutigen, doch einmal etwas zu wagen. »Ständig muss ich bei ihm sein«, denkt sie sich, während Frau Gries gleichzeitig froh wäre, wenn ihr Sohn doch ein wenig mehr Rücksicht auf andere Kinder nehmen könnte. Beide Mütter schauen sich an und schnaufen.*

Das Beispiel macht deutlich, dass kindliche Charakteristiken als eine wichtige Größe gesehen werden müssen, die das Erleben von Elternstress beeinflusst.[3] Aber gleichzeitig ist unmittelbar augenfällig, wie unterschiedlich das Verhalten des eigenen Kindes bewertet werden kann und dass erst diese Bewertung des beobachteten Verhaltens handlungsleitend und damit von immenser Bedeutung für das Auslösen einer Stressreaktion wird. Hiermit ist ein erster und sehr wichtiger Ansatz für eine Belastungsreduktion aufgezeigt: die *Bewertung eines potenziellen Stressors*. Es muss jedoch betont werden, dass die Bewertung von Stressoren zwar eine verstärkende Wirkung hat, aber dass bestimmte Aspekte bereits als solche eine sehr hohe Anforderung bedeuten und ein Bemühen um einen positiven und angemessenen Umgang mit dieser Anforderung eine unbedingte und herauszustellende Leistung von Bezugspersonen darstellt. Beispielsweise berichten Eltern von auffällig aktiven oder aggressiven Kindern oder Eltern von Kindern mit chronischen Erkrankungen deutlich höhere Stresswerte und mehr Zweifel an ihren erzieherischen Kompetenzen als Eltern von unauffälligen oder gesunden Kindern. Entsprechend ist in Gesprächen mit gestressten Eltern eine wichtige, wenn nicht unabdingbare Komponente die unbedingte und authentische Wertschätzung der bisher gezeigten Bemühungen sowie der Bereitschaft, sich Hilfe zu holen oder diese auf Anraten anzunehmen. Gleichzeitig kann aber auch in solchen Gesprächen auf die Wirksamkeit von Bewertungsänderungen als stressverstärkende oder -mindernde Größen hingewiesen werden.

Eine wichtige, aber häufig übersehene Phase im Prozess des entstehenden Stresserlebens ist die der Aufmerksamkeitslenkung. Auch hier kann ein möglicher Ansatzpunkt für Fördermaßnahmen gesehen werden. Eine kleine, aber ungemein eindrucksvolle Übung kann Eltern die Wirksamkeit der Aufmerksamkeitslenkung demonstrieren.

Übung: *Bitten Sie die Bezugsperson, die Augen zu schließen und dann das rechte Bein zu heben. Während der nun folgenden Minute lenken Sie sprachlich die Aufmerksamkeit der Bezugsperson auf die wachsende Anstrengung der beteiligten Muskeln (z. B.: »Spüren Sie, wie die Muskeln wärmer und härter werden, wie Sie zusätzlich Kraft und Energie bereitstellen müssen, um das Bein in der Luft zu halten?«). In einem weiteren, zeitlich identischen Durchgang, bei dem die Bezugsperson ihr anderes Bein hebt, geben Sie zusätzlich einen Gegenstand in die Hand, der leicht mit schönen Gedanken assoziiert werden kann (z. B. einen Tannenzapfen, der an Winterlandschaften und Weihnachten erinnert), und lenken Sie nun die Aufmerksamkeit der Versuchsperson auf den Gegenstand und die damit assoziierbaren Gedanken (z. B.: »Versuchen Sie sich vorzustellen, wie Sie diesen Gegenstand aufheben, wie der Ort aussieht, an dem Sie dies tun, wie er riecht …«). Bitten Sie nun die Bezugsperson, einzuschätzen, welches Bein länger in der Luft gewesen ist.*

Der entscheidende Punkt, auf den man gut mit dieser Übung hinweisen kann, ist, dass das Erleben von Anforderungen mit der Lenkung der Aufmerksamkeit zusammenhängt. Im Zusammenhang mit Elternstress kann also deutlich gemacht werden, dass ich mein Kind sehr unterschiedlich wahrnehmen kann, je nachdem auf welchen Aspekt ich meine Aufmerksamkeit lenke. Hoch gestresste Eltern haben ihren Aufmerksamkeitsfokus häufig auf Verhaltensweisen des Kindes, die als störend bewertet werden, und weniger auf positiven Verhaltensweisen, die diese Kinder auch zeigen, weil diese als »normal« angesehen und entsprechend nicht besonders positiv gewichtet werden.

Die bisher aufgezeigten Ansätze von Förderungsmaßnahmen zur Belastungsreduktion intendieren das Vermeiden einer Stressreaktion. Hierzu zählt auch die Suche nach sozialer Unterstützung (auf die im Zusammenhang mit Partnerschaft weiter unten noch eingegangen wird) oder andere *Formen der Situationsmodifikation*. Es ist sehr hilfreich, wenn eine immer wieder Stress auslösende Situation im Alltag mit dem Kind als solche erkannt und wenn möglich vermieden oder gezielt verändert wird. Ein einfaches, aber gutes Beispiel hierfür ist die allabendliche Weigerung des Kindes, nach der vereinbarten halben Stunde Fernsehen die Zähne zu putzen und ins Bett zu gehen. Das gut gemeinte Arrangement mit dem Kind (»Du darfst noch fernsehen, aber dafür gehst du dann auch ins Bett.«) ist hierbei oftmals genau das Problem, da das Zubettgehen für das Kind mit der unangenehmen Situation verbunden ist, dass das Ende des Fernsehabends gekommen ist. Diese Situation kann dadurch vermieden werden, dass das abendliche Ritual des Zubettgehens selbst eine schöne Situation ist (z. B. durch schöne Rituale oder besondere Geschichten, die nur vor dem Schlafengehen vorgelesen werden). Dies ist nur eine von vielen alltäglichen Situationen in Familien, in denen Strukturen und Rituale helfen können, positive Eltern-Kind-Interaktionen zu fördern.

Verminderung der Stressreaktion

Die zweite Gruppe von Fördermaßnahmen zur Reduktion von Elternstress betrifft Situationen, in denen die Stressreaktion bereits eingetreten ist und daher zwar durch geeignete Maßnahmen in Zukunft, aber nicht in diesem Moment vermieden werden kann. Es geht vielmehr darum, die Intensität oder Dauer der Stressreaktion zu vermindern.

Zunächst sind an dieser Stelle Entspannungs- und Atemübungen zu nennen, die sich leicht und zwischendurch in den Alltag einbauen lassen und gleichzeitig effektiv sind. Hierzu zählt beispielsweise die Progressive Relaxation, die sich – einmal eingeübt, verkürzt und mit einem »Ruhewort« verbunden – schnell und ohne Umstände umsetzen lässt. Eine an-

3 Neben kindlichen Charakteristiken sind im Elternstressmodell auch elterliche (individuelle und dyadische) Charakteristiken sowie Charakteristiken der Umwelt konzipiert. Auch hier spielt, wie oben beschrieben, die subjektive Bewertung eine wichtige Rolle für das Ausmaß des Stresserlebens. Zu den elterlichen Charakteristiken gehören neben dem eigenen physischen und psychischen Gesundheitsstatus auch die eigene Berufstätigkeit (und vor allem die Zufriedenheit mit dieser, die als wahrgenommene Ergänzung zum Familienleben eventuell sogar stressreduzierend sein kann).

dere Übung, die mit dem Begriff der »inneren Achtsamkeit« verbunden ist, ist die Atembeobachtung.

Auszug aus der Übung zur Atembeobachtung: *»Achten Sie darauf, dass Sie bequem und aufrecht sitzen. Die Füße stehen fest und sicher auf dem Boden, der Rücken ist angelehnt, die Hände ruhen locker auf den Oberschenkeln.*

Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit nach innen, auf Ihren Körper. Schließen Sie Ihre Augen und nehmen Sie Ihren Körper von innen heraus wahr. Die Hände, den Rücken, die Füße.

Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit nun bitte auf Ihren Atem ... Beobachten Sie das Ein- und Ausströmen Ihres Atems, wie sich Ihre Bauchdecke beim Einatmen hebt und beim Ausatmen wieder senkt. Nehmen Sie einen tiefen Atemzug, und atmen Sie langsam wieder aus, und lassen Sie dann Ihren Atem laufen. Beobachten Sie einfach das Ein- und Ausströmen Ihres Atems. Wenn Gedanken Sie ablenken, dann hängen Sie ihnen nicht nach, sondern lassen Sie sie vorüberziehen wie Wolken am Himmel, die kommen und gehen, und kehren Sie mit Ihrer Aufmerksamkeit immer wieder zu Ihrem Atem zurück. Beobachten Sie einfach das Ein und Aus Ihres Atems. Dies geschieht von ganz alleine. Sie brauchen nichts dazu zu tun.«

Zum anderen wird häufig unterschätzt, dass das eigene Wohlbefinden besonders stark durch Aktivitäten gesteigert wird, die schlichtweg auf das Genießen eines schönen Moments ausgerichtet sind und den stressigen Alltag für eine gewisse Zeit vergessen lassen. Für manche mag das ein spannendes Buch sein, für andere ein wohlriechendes Schaumbad oder das Anhören eines Musikalbums, das man mal »rauf und runter« gehört hat. Für viele Eltern ist es einfach die Möglichkeit, Zeit zu zweit zu verbringen, ins Kino oder in die Sauna zu gehen oder manchmal auch nur zusammen auf dem Sofa zu sitzen und sich gegenseitig eine Fußmassage zu gönnen. Viele Eltern vermissen diese Dinge im Leben und fühlen sich gleichzeitig schlecht in ihrer Elternrolle, wenn sie den Wunsch nach einer der genannten Aktivitäten und Zeit für sich oder mit ihrem Partner haben. Aber diese Zweifel an der elterlichen Kompetenz und das damit verbundene Stresserleben können sich auf eine negative Wahrnehmung des Kindes auswirken, weil es für die persönlichen Einschränkungen verantwortlich gemacht wird.

Dyadische Stressbewältigung

Soziale Unterstützung gehört zu den wesentlichen Ressourcen, die dazu beitragen, Anforderungen erfolgreich begegnen zu können und damit Stresserleben zu reduzieren, physisches und psychisches Wohlbefinden zu erhalten oder auszubauen. Von besonderer Bedeutung ist hinsichtlich der emotionalen Unterstützung – wie bereits oben angedeutet – der Lebenspartner bzw. das andere Elternteil. Neben der individuellen Stressbewältigung wird daher auch eine dyadische Form der Stressbewältigung betrachtet und als ein Prozess konzipiert, in welchem Stresssignale eines Partners, deren Wahrnehmung durch den anderen Partner und dessen Reaktion aufeinander bezogen sind. Dies ist natürlich aus der Perspektive beider Partner möglich, sodass vor allem die Berücksichtigung beider Perspektiven auf die eigenen und fremden Bewältigungsbemühungen entscheidende Zusammenhänge zum Stresserleben in der Partnerschaft möglich macht. In der Vertiefungsstudie zeigt sich vor allem, dass hierbei das negative dyadische Coping von zentraler Bedeutung ist, wenn es um das Ausmaß des Elternstresserlebens geht. Negatives dyadisches Coping meint Reaktionen auf die Stressäußerungen des Partners, die einen oberflächlich-floskelhaften, ambivalenten (d. h. mehrdeutigen) oder gar feindseligen Charakter haben.

Beispiel für negative dyadische Stressbewältigung: *Frau und Herr Menge sind heute Vormittag mit einem befreundeten Paar auswärts frühstücken gegangen. Plötzlich ist der kleine Sohn der Menges nicht mehr in Sichtweite. »Könntest du mir bitte helfen, ihn zu suchen«, bittet Frau Menge. »Er wird schon nicht weit sein«, sagt Herr Menge, doch steht er auf erneutes Bitten seiner Frau auf und sucht nach seinem Sohn. Schnell hat er ihn gefunden und bringt ihn zum Tisch zurück. »Na, was habe ich gesagt. Zum Glück ist dann aber jetzt die schlimme Zeit vorbei und ich kann auch mal meinen Kaffee trinken.« Frau Menge weist darauf hin, dass es heute ja nun wirklich sehr voll sei und sie dann eben schnell nervös werde. »Ich weiß ja – aber schau dir mal Eva an«, entgegnet Herr Menge und deutet auf die Frau des befreundeten Pärchens. »Man kann da auch ganz locker bleiben. Das ist möglich, wie du siehst. Vielleicht setzt ihr euch mal zusammen, und du sprichst einfach mal mit ihr.«*

Zu Hause reden beide über diesen Moment. »Ich habe dir doch gut gemeinte Ratschläge gegeben. Du musst doch zugeben, dass Eva wirklich ganz locker dasaß, obwohl ihr Daniel auch wild rumgefegt ist. Da kann ich mir bestimmt auch noch einen Streifen abschneiden.«

Das Beispiel macht deutlich, dass nicht allein dem Verhalten des Partners hier eine Bedeutung zukommt, sondern vor allem den Unterschieden in der Wahrnehmung des Verhaltens aus der eigenen Sicht (der des Akteurs) und der fremden Sicht (der des Beobachters). In der Vertiefungsstudie sind gerade diese unterschiedlichen bzw. übereinstimmenden Perspektiven bezüglich der negativen dyadischen Stressbewältigung von Bedeutung, wenn die Zusammenhänge über das Elternstresserleben hinaus auf die sprachlich-kognitive Entwicklung des Kindes fokussiert werden. Daher unterstützen die Ergebnisse vor allem die Relevanz partnerschaftlicher Reflexionsübungen, die auf vermeintlich positives Unterstützungsverhalten, Kommunikationsfehler, die Sensibilität für die unterschiedliche Wahrnehmung von Verhalten und die damit verbundenen Fehlannahmen und entsprechenden Reaktionen in der Interaktion mit dem Partner aufmerksam machen.

3.3 Fazit

Die hier vorgestellten Bereiche und Möglichkeiten der Intervention in den Frühen Hilfen basieren auf den Ergebnissen einer empirischen Längsschnittstudie mit Familien mit unterschiedlicher psychosozialer Risikobelastung. Die Interventionsmöglichkeiten beziehen sich auf diejenigen Merkmale und Prozesse in den Familien, in denen sich gezeigt hat, dass sie zu Entwicklungsrisiken im sprachlich-kognitiven und sozio-emotionalen Bereich und zu bereits frühen auffälligen Verhaltensproblemen von Kleinkindern beitragen.

Eindeutig zeigt sich, dass Entwicklungsdefizite und Problemverhalten der Kinder bei Familien mit erhöhter Risikobelastung früh auftreten und relativ stabil sind. Als vermittelnde Prozesse konnten elterliches Stresserleben, geringe Feinfühligkeit und unsichere Bindung, wenig feinfühlige Autonomieunterstützung und zu seltene emotionale Regulation des Kindes durch die Bezugsperson herausgearbeitet werden. Die empfohlenen Interventionsansätze zielen darauf ab, genau diese vermittelnden Prozesse zu verändern. Dies sollte möglichst auf die individuelle Familie und deren Profil an Ressourcen und Risiken abgestimmt werden, um effektiv und damit auch kosteneffizient zu sein.

4

Referenzen

Ainsworth, M. D. S. / Blehar, M. C. / Waters, E. / Wall, S. (1978): Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation. Hillsdale, NJ: Erlbaum. Kap. 1: Theoretical background. 3–23

Appleyard, K. / Egeland, B. / van Dulmen, MHM (2005): When more is not better: the role of cumulative risk in child behavior outcomes. J Child Psychol Psychiatry, 46, 235–245

Bakermans-Kranenburg, M. J. / van IJzendoorn, M. H. / Juffer, F. (2003): Less Is More: Meta-Analyses of Sensitivity and Attachment Interventions in Early Childhood. Psychological Bulletin, 129, 2, 195–215

Spangler, G. / Pillhofer, M. / Künster, Anne K. u. a. (2012): Video-gestützte Beratung zur Beziehungsförderung bei jungen Müttern und ihren Säuglingen – Auswirkungen auf die mütterliche Feinfühligkeit. Psychologie in Erziehung und Unterricht, 59, 275–289

Deci, E. L. / Ryan, R. M. (2000): The «What» and «Why» of Goal Pursuits: Human Needs and the Self-Determination of Behavior. Psychological Inquiry, 11, 227–268

Dozier, M. / Peloso E. / Lindhiem, O. / Gordon, M. K. / Manni, M. / Sepulveda, S . / Ackerman, J. / Bernier, A. / Levine, S. (2006): Developing evidence-based intervention for foster children: An example of a randomized clinical trial with infant and toddlers. Journal of Social Issues, 62, 767–785

Evers, O. / Cierpka, M. (2015): Pathways in prevention–subgroups in an early preventive intervention program and their engagement with the child welfare service. Mental Health & Prevention, 3, 117–128

Grossmann, K. / Grossmann, K. E. / Spangler, G. / Süss, G. / Unzner, L. (1985): Maternal sensitivity and newborns orientation responses as related to quality of attachment in northern Germany. In I. Bretherton & E. Waters (Eds), Growing points of attachment theory and research. Monographs of the Society for Research in Child Development, 50, 233-256

NICHD Early Child Care Research Network (2003): Early child care and mother-child interaction from 36 months through first grade. Infant Behavior & Development, 26, 345–370

Joussemet, M. / Koestner, R. / Lekes, N. / Landry, R. (2005): A longitudinal study of the relationship of maternal autonomy support to children's adjustment and achievement in school. Journal of Personality, 73, 1215–1236

Letourneau, N. / Tryphonopoulos, P. / Giesbrecht, G. / Dennis, C.-L. / Bhogal, S. / Watson, B. (2015): Narrative and meta-analytic review of interventions aiming to improve maternal-child attachment security. Infant Mental Health Journal, 36, 366–387

Manne, S. / Jacobsen, P. B. / Ming, M. E. / Winkel, G. / Dessureault, S. / Lessin, S. R. (2010): Tailored versus generic interventions for skin cancer risk reduction for family members of melanoma patients. Health Psychology, 29(6), 583

Putnam, S. P. / Helbig, A. L. / Gartstein, M. A. / Rothbart, M. K. / Leerkes, E. (2014): Development and Assessment of Short and Very Short Forms of the Infant Behavior Questionnaire-Revised. Journal of Personality Assessment, 96, 445–458

Putnam, S. P. / Jacobs, J. / Gartstein, M. A. / Rothbart, M. K. (2010): Development and assessment of short and very short forms of the Early Childhood Behavior Questionnaire. Poster presented at International Conference on Infant Studies, Baltimore, MD. Sameroff, A. J. (Ed.) (2009): The transactional model of development: How children and contexts shape each other. Washington, DC: American Psychological Association

Spangler, G. (1992): Sozio-emotionale Entwicklung im ersten Lebensjahr: Individuelle, soziale und physiologische Aspekte. Habilitationsschrift, Universität Regensburg

Sroufe, L. A. (1979): The coherence of individual development: Early care, attachment, and subsequent developmental issues. American Psychologist, 34, 834–841

Suess, G. J. / Bohlen, U. / Carlson, E. A. / Spangler, G. / Maier, M. F. (2016): Effectiveness of attachment based STEEP™ intervention in a German high-risk sampled. Attachment and Human Development, 18, 443–460

Taubner, S. / Wolter, S. / Rabung, S. (2015): Effectiveness of early intervention programs in German-Speaking countries – a meta-analysis. Mental Health & Prevention, 3, 69–78

van IJzendoorn, M. H. / Vereijken, C. M. J. L. / Bakermans-Kranenburg, M. J. / Riksen-Walraven, J. M. (2004): Assessing Attachment Security with the Attachment Q-Sort: Meta-Analytic Evidence for the Validity of the Observer AQS. Child Development, 75, 1188–1213

Vernon-Feagans, L. / Cox, M. / FLP Key Investigators (2013): The Family Life Project: An epidemiological and developmental study of young children living in poor rural communities. Monographs of the Society for Research in Child Development, 78

Waters, E. / Deane, K. E. (1985): Defining and assessing individual differences in attachment relationships: Q-methodology and the organization of behavior in infancy and early childhood. Monographs of the Society for Research in Child Development, 50, 41–65

Ziegenhain, U. / Fries, M. / Bütow, B. / Derksen, B. (2006): Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern. Grundlagen und Handlungskonzepte für die Jugendhilfe. Weinheim

Zimmermann, P. (2000): Bindung, internale Arbeitsmodelle und Emotionsregulation: Die Rolle von Bindungserfahrungen im Risiko-Schutz-Modell. Frühförderung Interdisziplinär, 19, 119–129.

Zimmermann, P. (2013): Screening Frühe Kindheit (SFK). Unveröffentlichtes Manual, Universität Wuppertal

Zimmermann, P. / Vierhaus, M. / Eickhorst, A. / Sann, A. / Egger, C. / Förthner, J. / Gerlach, J. / Iwanski, A. / Liel, C. / Podewski, F. / Wyrwich, S. / Spangler, G. (2016): Aufwachsen unter familiärer Belastung in Deutschland. Bundesgesundheitsblatt, 59, 1262–1270

IMPRESSUM

Herausgeber:
Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) in der
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)
in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut e. V. (DJI)
Maarweg 149–161
50825 Köln
Telefon: 0221 8992-0
www.fruehehilfen.de

Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. Sabine Walper (DJI)

Autoren:
Prof. Dr. Gottfried Spangler, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Dr. Marc Vierhaus, Universität Bielefeld, Prof. Dr. Peter Zimmermann, Universität Wuppertal

Gestaltung:
Designbüro Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wird von der BZgA kostenlos abgegeben. Sie ist nicht zum Weiterverkauf durch die Empfängerin oder den Empfänger an Dritte bestimmt.

Gefördert vom:

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Nationales Zentrum
Frühe Hilfen

Träger:

BZgA
Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung

In Kooperation mit:

DJI
Deutsches
Jugendinstitut